

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 22.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(21. Fortsetzung.)

Franz Stein war nicht in das speichische Haus gekommen, um so ernste Gespräche zu führen, er war auch so von seinen Geschäftsinteressen in Anspruch genommen, daß er sich nur sehr schlecht dazu disponirt fühlte — er unterlag daher einem Mangel an Schlagfertigkeit, über den er sonst keineswegs zu klagen brauchte. Er schwieg also einen Augenblick, weil er nicht gleich die rechte Antwort auf die mit so schneidendem Hohne gestellte Frage fand. Indessen fühlte er, wie ihm heißer und heißer wurde unter den Glutblicken des in solcher Situation bezaubernd schönen Weibes.

„Sie wollen mir nicht antworten und Sie können es nicht, Herr Stein,“ sur sie triumphirend fort, „kein Mensch kann es. Denn es ist blutige Wahrheit, daß wir Weiber uns als die elendesten, unglücklichsten Geschöpfe fühlen müssen, von der Stunde an, in der wir zu denken angefangen haben.“

Stein wollte sie jetzt unterbrechen.

„Sie haben nur zumteil recht,“ sagte er — „Mit nichten sind es alle Frauen, die — — —“

Doch sie ließ ihn nicht fortfahren. Mit mächtig ausbrechender Leidenschaft fiel sie ihm in die Rede:

„Alle sind es — alle die denken, alle die empfinden — was nützt es dem Weibe, wenn es Gattin wird und Mutter, im Gegenteile dreimal unglücklich ist es, denn es gibt keine, die, wenn sie Augen hat zu sehen, nicht die Liebe, die einzig ware, die heiße, leidenschaftliche, die allein schöpferische, die erhaltende und beglückende Liebe, rascher oder langsamer, in jedem Falle aber unerschütterlich sicher in dem Herzen ihres Gatten erlöschen läßt und damit zum mindesten denselben Qualen überantwortet würde, wie die, welche zu gut oder zu schlecht war, um einen Mann auf die Dauer zu fesseln, zu gut oder zu schlecht, selten zu schlecht, denn was kann die Rose dafür, daß es ein Schmetterling ist, der in ihrem Blütenstaube geschwelgt hat. Und daß ihr uns, ihr Männer, nichts andres übrig laßt von allem Irdischen als die Liebe, die da vergeht wie der Lenz vor dem schwülen Sommer, der nach kurzer Herrschaft dem dürreren Herbst weichen muß, dessen Banner die Farbe des Widerwillens und des Ekels als Grundfarbe aufzuweisen hat und dem Winter, der um alles, was da einst gegränt und geblüht, geliebt und gelebt hat, das eisige Leichentuch schlägt, — daß ihr uns so mit kaltem Blute einem Glücke auf Leben und Tod, one Trost und Stütze auslieferet, das notwendig in Schmerz und Pein sich verkehren muß, das ist unser Fluch und eure schlimmste Sünde — —“

Sie war aufgesprungen, ihre schwarzen, prachtvollen Haare hatten sich gelöst, sie umfluteten ein geisterbleiches, mit feinen funkelnden schwarzen Augen schreckhaft schönes Antlitz, und ihre Stimme klang erschütternd, als sie nach ein par raschen, tiefen Atemzügen, die ihren Busen in hochwogende Bewegung gebracht, fortfuhr:

„Die Sünde der gesamten Männerwelt und der Fluch alles dessen, was Weib heißt. Keine Stimme erhebt sich für uns, jeder leidet es, keiner kämpft dafür, daß wir von der schwachvollen Rolle des Spielzeuges und der Hausflaverei erlöst werden — keiner. Darum sollten wir uns selbst helfen und werden es endlich müssen, und es gibt eine Hilfe, die zugleich eine Rache wird, eine furchtbare, weltvernichtende Rache, in dem Augenblicke, welcher das Gefühl der Schmach und die Energie des Willens in allen Weibern weckt, endlich, endlich damit ein Ende zu machen — so, mein Herr Stein, Ihnen sage ich das, der mein armes Herz in Wallung versetzt, wie nie ein Mann, als Liebes- und Scheidegruß und als Fluch zugleich — solch ein Ende!“

Sie riß ihr Kleid auf, daß der schneeige, in rasender Leidenschaft sich hebende und senkende Busen vor seinem Blicke sich entblöhte — Franz Stein sah im selben Momente einen Gegenstand in ihrer Hand, den er sofort als eine jener kleinen ebenso niedlichen als gefährlichen Salonjuchswaffen erkannte, blitzschnell sprang er auf, um eine Tat wahnsinniger Nervenüberreizung zu verhindern und griff nach ihrer Hand, die sie eben gegen ihre Brust gefehrt, er erfaßte sie, im selben Momente knallte es und Elfriede Specht sank lautlos in das Hautenil zurück.

Zu gleicher Zeit ertönte ein kurzer Schrei vom Boden her — dort wälzte sich und zuckte ein Hündchen, das Stein bis jetzt noch garnicht bemerkt hatte, wie verendend hin und her.

Hatte die kleine Kugel des Salonrevolvers die Herrin getötet und ihren Schoßhund zugleich? Franz Stein, der in diesem Momente seltsamster Ueberraschung und heftigster Aufregung seine volle Selbstbeherrschung und Ueberlegtheit wieder gewann, sagte sich, daß das unmöglich der Fall sein könne, — aber Elfriedens Blut färbte ihr weißes, mit den feinsten brabantischen Spitzen besetztes Hemd dunkelrot, es strömte aus breiter Wunde, die unter der linken Brust entlang, von oben nach unten verlief, — es war nur ein Streifschuß — Franz Stein mußte sich sagen, daß es seiner Hand gelungen sei, ein Menschenleben zu retten. Er drückte das Wattstaschentuch Elfriedens auf die Wunde der anscheinend Unmächtigen und beugte sich dabei zu ihr hernieder,

da fühlte er sich von ihren Armen umschlungen und ehe er sich losmachen konnte, empfand er einen heißen, langen Kuß auf seinem Munde und hörte sie flüstern:

„So laß' mich einmal diese Seligkeit kosten, ehe ich sterbe, einmal — —“

Da ging die Tür. Er hörte es und Etsriede hörte es auch, denn mit einem zornigen Schrei, der aber nicht so klang, als käme er von einem verzweiflungserfüllten Weibe, das sich eben erst dem Tode in den Arm zu stürzen im Begriff gewesen und nun verwundet darniederlag, löste Etsriede den Arm, den sie um seinen Hals geschlungen.

Franz Stein sprang sofort empor und schaute sich um. Doch die Tür schloß sich schon wieder und eine spöttische Stimme sagte: „Bitte sehr um Verzeihung, wollte mir nur erlauben, das gnädige Fräulein was zu fragen.“

Franz Stein ging rasch zur Tür und öffnete sie wieder. Er sah die Jose an der Vorkaltür, die sie eben hinter irgend jemandem schloß.

„Ihrer Herrin ist ein Unfall zugestoßen, sorgen Sie dafür, daß sofort ein Arzt herbeigeholt wird und begeben Sie sich auf der Stelle zu der Dame — in dem Zustande, in welchem sie sich befindet, darf ich als Fremder ihr nicht länger Gesellschaft leisten.“

Das Kammermädchen wollte schnippisch erwidern, aber ein Blick auf Franz Stein genügte, um sie zu überzeugen, daß bei ihm — wenigstens zur Stunde — weder Spott noch Scherz geraten war. Sie schüttelte verwundert den Kopf und folgte ihm in geschwinder Neugierde in den Salon, wo Fräulein Etsriede, wenn möglich noch blässer als zuvor und angelehnt, mit flüchtig geordneter Toilette am Tische stand.

„Ich danke Ihnen, Herr Stein,“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Es ist nicht von Belang, was mir geschehen. Das Pistol ging los, ich wußte nicht, daß es noch geladen war — ich bin diesmal noch mit dem — mit dem Schreck davongekommen — —“

„Ich will das wünschen, mein Fräulein. Hoffentlich genesen Sie bald und — — völlig — —“ er betonte das letzte Wort scharf. „Ich bin leider kein Arzt und kann nichts, garnichts für sie tun. Ich werde Ihnen aber sofort selbst einen Arzt und Ihrem Herrn Vater meine Entschuldigung senden, daß ich ihn nicht länger erwarten kann. Gestatten Sie mir, mich Ihnen, die Sie vor allem der Ruhe bedürfen, zu empfehlen.“

Er hatte sehr ernst und ruhig gesprochen. Nun verbeugte er sich und ging.

Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er nicht bemerkte, wie ein hochgewachsener, junger Mann, der so langsam einherschritt, als warte er auf jemand, stehen blieb, als er bei ihm vorüberschritt, ihn mit einem Blicke der Verachtung maß und ihm dann folgte.

An der nächsten Straßenecke blieb Franz Stein stehen — hier ganz in der Nähe mußte ein Arzt wohnen — er schaute sich nach rechts und links, um sich zu orientiren, um.

Da trat der hochgewachsene, stattliche Jüngling dicht an ihn heran, reichte ihm eine Visitenkarte und sagte mit wolklingender tiefer, aber wie zornregter und lauter Stimme:

„Ich übergebe Ihnen meine Karte, Herr Franz Stein, damit Sie wissen, wer Ihnen hier auf offener Straße und so vernemlich, daß es alle Vorübergehenden zu hören vermögen, auf sein Ehrenwort erklärt, daß er Sie für den erbärmlichsten Schurken hält, den die Erde trägt.“

Den letzten Teil seiner Anrede donnerte Guidon von Frank mit weithin schallender Stimme in die menschenbelebte Straße hinein.

Franz Stein fur empor, als wenn er auf glühendes Eisen getreten wäre.

„Bin ich denn heute verdamt, auf Schritt und Tritt Wahnsinnigen zu begegnen?“ rief er. Er warf einen raschen Blick auf die Karte.

„Gehen Sie mein Herr Guido von Frank mir aus dem Wege. Ich hatte mit Ihnen nichts zu schaffen bislang, nun aber werde ich festzustellen wissen, ob Sie bei Sinnen sind und wehe Ihnen, wenn Sie nicht toll sind.“

„Beileben Sie sich mit dieser Feststellung,“ entgegnete Guido von Frank, der mit verchränkten Armen und den interessanten Kopf zurückgeworfen vor ihm stand. „Denn wenn ich in den nächsten Tagen nichts von Ihnen höre, so werde ich wieder mit Ihnen sprechen — da aber dürfte die Reitpeitsche meine Worte accompagniren — —“

„Das ist zu arg,“ rief nun auch tief erregt und zornig Franz Stein. Mit einer blitzschnellen Bewegung ergriff er den muskulösen Arm Guido von Franks und drückte diesen, der sich solcher Energie bei dem vermeintlich Schuldbewußten nicht versehen haben mochte, mit gewaltiger Kraftanstrengung ein wenig beiseite, so daß er an ihm vorüber konnte.

„Ihre Karte habe ich — Sie sollen von mir hören, jugendlicher Tollhändler!“

Guido von Frank war blaß geworden bis unter die Nasenwurzeln, aber er löste die verchränkten Arme nicht und war auch nur im ersten Augenblicke einen halben Schritt zur Seite gewichen — jetzt trat er zornflammenden Blickes auf Franz Stein zu — er wollte ihn mit Aufgebot seiner oft erprobten erstaunlichen Körperkraft an die Häusermauern oder über die Straßennrinne rennen. Aber Stein ging gemessenen Schrittes ohne sich umzuschauen seines Weges.

Ganz in der Nähe befand sich die Wohnung des Arztes, den er suchte. Er bestellte ihn in das Haus des Herrn Specht und setzte dann seinen Gang fort.

Im Weiterschreiten kehrte er mit seinen Gedanken bei sich und seinen jüngsten Erlebnissen ein.

Seine Kaltblütigkeit war heute auf eine so harte Probe gesetzt worden, als je zuvor.

Schon im spechtischen Salon mußte er alle seine Selbstbeherrschung aufbieten, um sich nicht von der Sirene erschüttern und erobern zu lassen, wenn auch nur für eine kurze Stunde neuzeigenden Kausches.

Sie war ihm in der That bemitleidenswert erschienen — es lag unzweifelhaft ein gut Teil Wahrheit in ihrer Anklage gegen die Männerwelt — oder, wenn für die Männer, welche sich ja doch zur eignen Befreiung von des Lebens Pein und Elend noch immer so ungeschickt bewiesen, auch auf Nichtschuldig zu plädiren war, mit Rücksicht auf ihren Unverstand und ihre Unfähigkeit, den Weibern eine ihrer würdige Stellung im Leben anzuweisen, — in ihrer Anklage wider die Welt.

Und von neuem hatte sich seiner die Ueberzeugung bemächtigt, daß just ein an Körper wie an Geist so hochbegabtes und tief leidenschaftlich angelegtes Weib von dem unwiderstehlichen Drange, sich die Welt und ihre Genüsse dienstbar zu machen, weit über die enge gezogenen, oft nur zu enge gezogenen Grenzen der öffentlichen Moral hinweggerissen werden und zu Grunde gehen mußte an dem peinigenden Gesül, den ihr von einer vielleicht allzugütigen Natur verliehenen Teil der Schöpferkraft nur verzehren, und nicht befriedigend und beglückend nützen zu können.

So hatte er gedacht — als sie in leidenschaftlicher Lebendigkeit ihm ihr Herz ausschüttete, und — wie hätte es anders sein können? — auch seine Sinnlichkeit hatte sich geregt angesichts des bei der magisch gedämpften Salonbeleuchtung bezaubernd schönen Weibes, dem alle Mittel der Verführung in üppigster Fülle zu Gebote standen.

Und daß sie ihn zu lieben sich einredete, erschien ihm im Augenblicke soldi' furchtbarer Erregtheit erklärlich genug — ihr leidenschaftlich zerrissenes Herz bedurfte eines Repräsentanten der Männerwelt, auf den es sich im Momente der Selbstvernichtung mit all' seiner Liebe und all' seinem Haß werfen konnte — am liebsten, um ihn mit hinabzuziehen in das Nichtsein. Warum hätte er dieser Repräsentant nicht sein sollen für sie — er, der aus einer in aller Welt, wol oder übel, an ihn herangeretenen Erfahrung gelernt, wie leicht es grade jener zurückhaltenden, gefälliges Entgegenkommen meidenden Männlichkeit ist, Frauenherzen zu erobern, jener Männlichkeit, wie sie seinem von gesundem Selbstbewußtsein getragenen Charakter natürlich war.

Aber der Gedanke an seine von dieser Etsriede in Wesen und Wollen himmelweit verschiedenen Frieda hätte ihm unmöglich gemacht sich zu nemen, was das Geist und Sinne reizende Weib ihm geboten, auch wenn der Zufall die Jose nicht im entscheidenden Momente herbeigeführt hätte. Seine Frieda — klug und gut, schön und mild, leidenschaftlich auch, aber diese tiefere Flamme bewachend und vor der Welt immerdar beherrschend, — ein Muster edler, beseligender, engelhafter Weiblichkeit, wie jene das Muster eines weiblichen Dämons.

Der Gedanke an seine Frieda hatte ihn bewahrt und behütet und — so seltsam es ihm selbst erschien, so deutlich hatte er es doch gefühlt — noch eines: der Anblick jenes armen, der ungezügelten wahnwitzigen Leidenschaft seiner Herrin zum Opfer gefallenen Hündchens, das sich unbeachtet und unbelagt in den letzten Lebensstadien am Boden wand und wimmerte — — —

Franz Stein hatte seine Gedanken von dem, was ihm soeben auf der Straße begegnet war, mit aller Anstrengung absichtlich abgewandt, — er wollte seine volle Seelenruhe wieder gewinnen, bevor er daran ging zu beschließen, was dieser öffentlichen Beschimpfung gegenüber zu tun sei.

Nachdem Frieda's Stern vor seinem geistigen Auge leuchtend und erwärmend aufgegangen war, füllte er sich hinreichend beruhigt.

Offenbar war nur zweierlei möglich: entweder war Guido von Frank tatsächlich unzurechnungsfähig — diesen Eindruck machte er jedoch keineswegs, oder es waltete ein verhängnisvolles Mißverständnis, vielleicht eine Verwechslung ob. In jedem Falle

bedurfte der Vorgang schleuniger Aufklärung, — zu der er eines Vermittlers bedurfte, da es unter seiner Würde war, von seinem Beleidiger selbst Red' und Antwort zu verlangen.

Er hatte keinen Freund in der Stadt, keinen Menschen, dem er genügendes Vertrauen schenken und genügende Umsicht zur taktvollen Lösung solch' einer Frage zutrauen konnte — keinen außer Willibald David. Daß dieser in der Stadt war, wußte er; wenn er nicht in seiner Wohnung zu treffen war, so konnte man ihn dort doch wol erfragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland.

Von C. Lübeck.

(1. Fortsetzung.)

Er spricht nicht mehr von der jüdischen Landwirtschaft, die zur Zeit der Unabhängigkeit des christlich-jüdischen Bürgertums in hoher Blüte stand. Damals war die Bildung der Adelskaste schon soweit vor sich geschritten, daß kein Bürger mehr, gleichgültig welcher Konfession er auch war, Ländereien erwerben durfte, um darauf Landwirtschaft zu treiben, die zur ausschließlichen Domäne des Adels geworden war. Und umgekehrt durfte bei Verlust des Adels kein Adliger mehr in den Städten irgend eines der den Privilegierten verächtlichen bürgerlichen Gewerbe ausüben. Es gab damals viele Adlige, die von Not getrieben in die Städte zogen, Kaufleute und Industrielle, ja sogar Schankwirte wurden. Diese Schmach für die Ehre der Adelskaste sollte in Zukunft aufhören; durch die Adelsgesetzgebung wurden alle Adlige in bürgerlichen Berufsstellungen aus dem Adelsstande ausgestoßen und in die Kategorie der Bürgerlichen veretzt, von denen keiner mehr eine Ehe mit Adligen eingehen durfte.

„Indem der Ritterstand vermied“, schreibt Lelewel, „Ehen mit Unadligen zu schließen, isolierte er sich und rundete in seinen sozialen Verhältnissen zur Kaste sich ab, welche nicht mehr zu dulden vermochte, daß andere Einwohnerklassen ihr gleichen. Von dieser Zeit an gewahrt man auch, daß man zu den kleinlichsten Verordnungen herabstieg, um zu verhindern, daß die anderen Klassen den Adligen gleichen. Da die Juden sich ebenso kleideten wie die Adligen, die Kette um den Hals und den Degen an der Schärpe trugen, befahl man ihnen, ein gelbes Käppchen zu tragen, um sie von den Adligen zu unterscheiden. Diese klägliche Verfügung wurde zuerst im Jahre 1454 auf Anstiften des aus dem Auslande (!) gekommenen Johannes Capristanus erlassen, blieb lange Zeit ohne die geringste Wirksamkeit, wurde vernachlässigt und vergessen. Aber da diese Idee, wie so viele andere vom Westen her stammt, blieb sie haften und wurde von der Gesetzgebung später wieder hervorgeholt, und dennoch hatte sie fast gar keine Wirkung. Die von Johannes Capristanus inspirierte Adels-Gesetzgebung behandelte die Israeliten als „Ungläubige“, als herrührend von einem knechtischen, der Nation fremden Stamme. Sie fand zwischen den Christen und den Israeliten einen durchaus trennenden Unterschied, der selbst durch die Gleichheit der Tracht nicht verschwand, folglich konnte er keine Folgen in Betreff auf diese haben, weil sie das fremdartige Wesen zu oberflächlich verhäßte.“ So die polnische Adels-Gesetzgebung und ihr Kritiker Lelewel. —

Man beachte dies wol. Aus Lelewels Mitteilungen geht klar hervor, daß die eigentliche Bürgerchaft den gehässigen Schritten des Adels durchaus fremd stand und daß der Adel selbst oft durch fremde Anregung dahin gebracht wurde, in den Juden „Ungläubige“ und Landesfremde, Abkömmlinge eines knechtischen Stammes zu erblicken. Das friedliche und freundschaftliche Verhältnis zwischen den christlichen und jüdischen Bürgern wurde durch das gehässige Vorgehen des Adels in keinerlei Weise getrübt, darauf deutet schon die Unmöglichkeit hin, das Gesetz über die Kleidung der Juden durchzuführen.

Erst in viel späterer Zeit, als das Bürgertum vom Adel völlig niedergetreten, das deutsche Recht in den polnischen Städten dem polnisch-aristokratischen gewichen war und die katolische Kirche mit den Jesuiten an der Spitze in Polen ihre Orgien feierte, da schlug auch für die Juden die Stunde der Erniedrigung. Mit jedem Rechte, das den Bürgern im allgemeinen entzogen wurde, verschlimmerte sich die Lage der Juden, gegen die schließ-

lich als Ungläubige auch viel härter und rücksichtslos vorgegangen werden konnte als gegen die christlichen Bürger selbst. Im Effekt hat die Konfession jedoch kaum einen Unterschied ausgeübt. Auch das christliche Bürgertum fehlt heute noch fast vollständig in Polen und in seinen alten an Rußland gefallen Provinzen. Das hat der Adel eben mit dem jüdischen zugleich in frevelhafter Weise mit Stumpf und Stiel ausgerottet ohne irgendwie nach der Konfession oder gar nach den politischen und wirtschaftlichen Folgen eines solchen Schrittes zu fragen. Er untergrub damit eine der wichtigsten Lebensquellen des Staates, und daß Polen so rasch zerbröckelte, das verdankt es nicht zum kleinsten Teile der Vernichtung seines christlich-jüdischen Bürgertums.

Wenn wir heute mit Abscheu von den polnischen Juden, ihrer lächerlichen Tracht, ihrem Judentum, ihrem Schmutz u. s. w. sprechen, dann dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Väter dieser Juden zu den geachteten Bürgern zählten, in kostbaren Gewändern einhergeschritten, goldene Ketten und Degen an den Schärpen trugen, daß sie den Angehörigen der herrschenden Gesellschaft einst durchaus gleichberechtigt waren. Was die polnischen Juden heute sind, das sind sie erst infolge des Klassendünkels der polnischen Aristokratie und des Fanatismus der christlichen Kirche geworden. Vom Unglück wol tief gebeugt, aber nicht gebrochen, — zäh und elastisch haben sie nach ihrer Niederwerfung sich wieder erhoben und das dem Adel verhasste Handwerk und allerlei Gewerbe ergriffen, auch dem Handel sich wieder zugewandt und in letzter Zeit sogar Landwirtschaft betrieben. An die Stelle des alten jüdischen Bürgertums ist die große Klasse der jüdischen Parias getreten, aus deren Mitte sich nur ein kleiner Bruchteil begüterter Menschen erhebt, die jedoch wie ihre ärmeren Schicksalsgenossen politisch durchaus rechtlos sind. Mit warem Bienenfleiß wird in dieser Parialasse gearbeitet und alles ergriffen und ein jedes betrieben, was halbwegs ausreicht, die Existenz zu fristen. Wenn unter diesen Juden sich auch solche finden, die Schacher und Wucher treiben, jene Gewerbe, denen sie sich in der deutschen Heimat durch die Flucht entzogen hatten, dann ist das nur ein Beweis dafür, daß das Elend demoralisiert und die Menschen herabwürdigt.

Und im sonnigen Süden, an den Gestaden des kaspischen und schwarzen Meeres, in den fruchtbaren Steppenländern des heutigen Südrußland — die unlängst noch vom Hezgeschrei roher Horden wiederhallten, welches wunderbares Kulturbild lieferte dort das Judentum zu einer Zeit, wo Deutschland noch tief in den Kinderschuhen steckte und von einer kulturellen Entwicklung desselben kaum die Rede war.

Von Asien her war im Gefolge der Hunnen das kriegerische Chazarenvolk in die unermesslich weiten Ebenen gedrungen, welche das südliche Rußland ausfüllen. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts wurde Taurien von ihnen überflutet, wo sich zahlreiche jüdische Kolonien befanden. Die Heersführer, die Chasane, der Chazaren besaßen auf einer Wolgainsel ihre Residenz, von wo aus sie das mächtige Reich beherrschten, das sie hier zum Schrecken ihrer Nachbarn errichteten. Sie verheerten Armenien und Persien und bedroten die griechische Kaiserstadt. Angstvoll schickte der Hof von Byzanz Gesandte an den Chakan der Chazaren ab und ließ ihn um Frieden und Freundschaft und um die Hand seiner Tochter für den griechischen Prinzen Leo bitten. Man gewährte ihm beides. Und dieses mächtige Chazarenvolk nam die jüdische Religion an, und zwar nach Eroberung der

arabischen Festung Ardebil (731), wo der kriegerische Chagan Bulan, mit allen seinen Großen, deren Zahl über 4000 betrug, öffentlich zum Judentum übertrat, obwohl Araber und Griechen eifrig für die Annahme ihrer Religion gewirkt hatten. Bald folgten die Städte des Reiches dem Beispiel Bulans und ein Nachfolger desselben, Namens Obadjah, machte auch das übrige

Volk mit der jüdischen Religion bekannt, indem er jüdische Gelehrte in sein Reich zog, sie königlich bezahlte, Bethäuser und

Lehrstätten gründete und sich und sein Volk in der Bibel und im Talmud unterrichten ließ. Ein Staatsgrundgesetz gebot, daß nur Juden den Königsthron bestiegen dürften, und tatsächlich kennen wir eine lange Reihe jüdischer Könige: Chiskijah, Manasse I., Chanukah (Obadjah Bruder), Jaac, Zebulon, Manasse II., Nissi, Menahem, Benjamin, Aaron, Joseph. Ueber zwei Jahrhunderte hindurch behauptete sich das jüdische Chazarenreich in glänzender, geachteter und gefürchteter Stellung, und nie war es in dieser langen Zeit eine Stätte konfessioneller Streitigkeiten, obwohl es in seinen Grenzen neben den Juden noch Mohammedaner, griechische Christen, russische und bulgarische Heiden gab. Zur Aufrechterhaltung der religiösen

Gleichberechtigung war ein oberster Gerichtshof eingesetzt, in dem alle Religionen nach dem Prinzip der Gleichberechtigung ihre Vertretung gefunden hatten. Der Gerichtshof bestand aus sieben Richtern, von denen zwei Juden, zwei Mohammedaner, zwei Christen und einer, den geringen Bruchteil der heidnischen Bevölkerung andeutend, Heide war. Jede Konfession besaß ihren eigenen Richter.

Unter den jüdischen Herrschern entwickelte sich das ursprünglich rohe und barbarische Chazarenvolk zu höherer Sittlichkeit. Die Landwirtschaft, der ein Teil der Chazaren zugetan war, erfuhr einen großen Aufschwung, die Industrie blühte und mit den Staaten

des Orients entstand ein lebhafter Handelsverkehr, dessen Ausfuhrprodukte besonders in Purpur, feinen Stoffen, gestickten Tüchern, Hermelinen, Leopardenfellen, Pelzwerk aller Art und allen möglichen Spezereien bestanden. — Unter jüdischer Führung nam der ganze Chazarenstaat einen mächtigen Aufschwung und die griechisch-christlichen Byzantiner respektierten ihn als eine Großmacht.

Während die byzantinischen Kaiser die diplomatischen Sendschreiben an den Papst und die französischen Kaiser mit einer goldenen Bulle von geringem Gewicht (2 Solidi) zu siegeln pflegten, namen sie dieselben, wenn sie an die chazarischen Chagane schrieben, um ein Drittel schwerer, als Ausdruck ganz besonderer Wertschätzung.

Was ist aus dem stolzen Chazarenreiche geworden, was aus den Ererungenschaften seiner kulturellen Tätigkeit? Die christlichen Russen haben es zertrümmert, andere Völker wollen ergoffen sich über die süd-russischen Ebenen, den Chazaren folgten die Petscheneugen und diese fanden in Taurien oder Chazarien eine solche Kultur vor, daß sie die alten chazarischen Handelsverbindungen mit dem Orient wieder aufnehmen konnten. Der Name der Chazaren, die Erinnerung an das jüdische Königreich ging im Laufe der Jahrhunderte



Grabmal Theodorichs zu Ravenna. (Seite 278.)

fast spurlos verloren, und erst in neuerer Zeit wurde durch unividerlegbare historische Urkunden das Gedächtnis jenes Volkes wieder wachgerufen und seine einstige ruhmreiche Existenz unzweifelhaft nachgewiesen.

Wer aber heute den Süden Rußlands bereist und nach irgend welchen Denkmälern der Chazarenzeit forscht, der findet nicht das Geringste mehr vor. In der Sage nur lebt das goldene zeltartige Königsschloß der jüdischen Herrscher auf der Wolgainsel, um welche das engere Chazarentum sich gruppirt. Kein Laut sonst mehr in Dichtung und Sage von den heiteren, geräuschvollen Tagen der ruhmreichen Vergangenheit auf allen Gebieten des jüdisch-chazarischen Lebens.

Juden sind allerdings noch zahlreich in diesen Gebieten vorhanden, aber was sind das im allgemeinen für traurige Gestalten, denen der Blick hier begegnet. Was ist doch aus dem stolzen tatkräftigen Volke geworden, das diese Gebiete einst beherrschte! — Den Geschichtskundigen beschleicht eine gewisse Wehmut, wenn er das Einst mit dem Jetzt vergleicht und die südrussischen Juden der Gegenwart, die nur zu oft zu menschlichen Karrikaturen herabgewürdigt sind, den stolzen würdigen Juden der Vergangenheit gegenüberstellt.

Ein berühmter Reisender, Xavier Hommaire de Hell, schildert in seinem von der königlichen geographischen Gesellschaft Frank-

reichs mit dem großen Preise gekröntem Reisetagebuch „Les Steppes de la mer caspienne, le Caucase, la Crimée et la Russie meridionale.“ (Paris und Straßburg bei Bertrand und bei Lebrault) die Juden im Zustande der „tieffsten Erniedrigung“. „In welchem Kontrast“, bemerkt er, „stehen diese bleichen Menschen mit dem christlichen Barte, den ungleichen auf die Schultern fallenden Locken, der schmutzigen Kleidung, der stumpfen Physiognomie, der kriechenden Demut — mit der Wohlhabenheit, der Würde, der Schönheit, den edlen Zügen und der eleganten Tracht der Juden Konstantinopels. Es fällt schwer zu glauben, daß die Juden in Cherson und diejenigen Konstantinopls zur gleichen Rasse ge-



Sancho Panza und Don Quixote. (Seite 279.)

hören, wie sie auch mit ihnen die gleiche Sprache reden und die gleiche Religion besitzen. Die Ursachen der erstaunlichen Differenz zwischen den beiden Zweigen eines und desselben Volkes sind in politischer und philosophischer Hinsicht von zu großer Bedeutsamkeit, als daß es uns erlaubt wäre, hier davon zu sprechen. Das was wir allein sagen können, das besteht in einem Hinweis darauf, bis zu welchem Grade die Regierungen und Institutionen die menschliche Rasse herabwürdigen können.“

Das ist ein treffliches Wort, welches dem Verfasser zur Ehre gereicht und welches in der That den Schlüssel des Räthels liefert. Institutionen und Regierungen, wir haben dies bereits in Polen gesehen, haben die Juden zu dem gemacht, was sie geworden sind. Und was sind sie heute in Südrussland! „Die Straßen Chersons sind bedeckt von diesen elenden Israeliten“, schreibt Hell. „Sie betreiben alle Arten Industrie und schrecken vor keinem Geschäfte zurück, vorausgesetzt, daß es einträglich sei. Ihr Elend ist so groß, daß sie, um einige Kopelen zu verdienen, von einem Ende der Stadt bis zum andern laufen, und in dieser Beziehung sind sie dem Fremden sehr nützlich, der stark in Verlegenheit geraten würde, wenn sie nicht bei der Hand

wären, ihm alle möglichen Dienste zu leisten. Auch wenn der Fremde in eine Herberge Neu-Rußlands tritt, wird er unaufhörlich von den aufdringlichen Händlern verfolgt, welche ihm ihre Waaren, ihre Person, alles was sie haben und nicht haben, anbieten. Es ist vergeblich, sie zu bedrohen, sie hundertmal zu verjagen; Mißhandlungen bewirken gar nichts. Sie bleiben, auf der Erde kauend, im Angesichte der Tür mit unerschütterlichem Phlegma, des günstigen Augenblicks harrend, der es ihnen gestattet, noch einmal zurückzukehren und ihre Offerten zu erneuern. Manchmal haben wir so Juden vier bis fünf Stunden wartend gesehen, ohne daß sie im geringsten den Humor verloren oder eine Regung des Bedauerns über die verlorene Zeit gezeigt hätten. Mit einigen Kopelen gingen sie endlich befriedigt davon.“

Das ist ein sprechendes Bild, das auch jetzt noch zum guten Teil zutrifft und kaum der Erläuterung bedarf. Wo es nur irgend etwas zu produzieren gibt, da tun es die Juden, die mit unermüdbarem Fleiße jeder Arbeit obliegen, mag der Vorteil, den sie bietet, auch noch so gering und die Demütigung, die für sie damit verknüpft ist, auch noch so groß sein. Sie sind es nach all' den Verfolgungen und Mißhandlungen, die über sie im

Laufe der Jahrhunderte ergangen sind, nachgerade gewöhnt geworden, als Parasiten beschimpft und verhöhnt, gemißhandelt zu werden. Sie murren nicht, sie verlieren nicht die Geduld, die gute Laune, sie kehren immer wieder zurück, so oft man sie auch von sich weisen mag. Und warum tun sie das, warum regt sich keine menschliche Würde, kein Gefühl der Empörung in ihnen? Ist das eine Rassenuntüchtigkeit, wie unsere Antisemiten behaupten? — Es ist das Elend in seiner rauesten und unbarmherzigsten Gestalt, die Not und Verzweiflung, die sie so gemacht wie sie sind. Und daß sie diesem Elende, dieser sittlichen Verwilderung und Entartung verfallen sind, das verdanken sie den Institutionen und Menschen, unter denen zu leben sie gezwungen waren. Sie sind natürlich nicht überall in Rußland so elend wie hier, auf der andern Seite auch noch nicht einmal die elendesten der russischen Juden. Kräftigen, schönen Gestalten, einer gewissen Würde und Wohlhabenheit begegnet man unter den Juden immer noch in Kleinrußland, in Polen u. s. w., entsetzlichen Elende dagegen unter den Juden der Ostseeprovinzen. Diese Unterschiede deuten auf eine ungleichmäßige Behandlung, günstigere oder herbere Schicksale hin, und diese sind überall historisch nachweisbar.

Wir wollen die Juden nicht reinwaschen, nicht leugnen, daß ein Teil von ihnen mit zu den Ausbeutern gehört. Ja, sie treiben auch Wucher, sie sind auch Brantweinhändler und beuten aus, soviel sie nur können. Wer aber beutet in Rußland nicht aus? Wer darf es in den herrschenden Klassen Rußlands wagen, sich zum Richter der Juden aufzuwerfen und als Nichtausbeuter den Stein gegen sie zu erheben?

Bersehen wir uns einen Augenblick in die Mitte unseres Jahrhunderts, in die Zeit zurück, wo die Leibeigenschaft, die beinahe erst vor zwanzig Jahren aufgehoben wurde, noch bestand. Eine amtliche Statistik aus dem Jahre 1836, die uns zufällig in die Hände fällt, gibt die Gesamtbevölkerung Rußlands auf 60 Millionen an, wovon auf den Geburtsadel 538 260 Köpfe fallen. Zur Erhaltung und Ernährung dieser Privilegierten dienten nicht weniger als 23 362 595 Leibeigene, die ganz schutzlos der Willkür und der Ausbeutung ihrer Herren preisgegeben waren. Die Ausbeutung von 21 436 994 Leibeigenen hatte die „Krone“ für sich in Beschlag genommen, die bei der Ausbeutung der Bauern zwar etwas rationeller verfuhr, aber doch auch nach Möglichkeit ausbeutete.

Durch Peter den Großen ist der sogenannte Verdienst- oder Beamtenadel geschaffen worden, um den dem Despotismus unzuverlässigen Feudaladel zu brechen. Dieser Beamtenadel, heute eine ware Pestbeule im russischen Staatsorganismus, zählte 152 195 Köpfe. Er besaß und besitzt heute noch keinen Grundbesitz, war im allgemeinen arm und meist auf Betrügereien und Erpressungen angewiesen, um seine oft hochgesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen. Er fällt in die Klasse der raffiniertesten Ausbeuter. — Es folgte ihm die in den dünn gesäten Städten wohnende Bürgererschaft, in welcher die privilegierte Kaufmannschaft obenan steht, der jedoch nur ca. 250 000 Personen angehörten, während die nicht privilegierte Bürger- und Kaufmannschaft in Alt- und Neurußland und Bessarabien etwa 3 Millionen zählte.

Diese Balen werden im allgemeinen niedrig erscheinen. Sie umfassen auch nicht die Gesamtbevölkerung und berücksichtigen weder die über 4 Millionen zählende polnische, noch die etwa ein und ein halbe Million betragende finnländische Bevölkerung und

ebensowenig die nomadirenden Stämme, die Kalmüken, Kirgisen, Tataren, Turkmener und diejenigen der transkaukasischen Provinzen, deren Gesamtzahl etwa auf 2 Millionen zu veranschlagen sein dürfte. Gruppieren wir nun diese Bevölkerung nach der Ausbeutung, so finden wir einer kleinen Gruppe von Ausbeutern ein ungeheures Heer Ausgebeuteter gegenüber. 45 Millionen Bauern leben unter dem Hochdruck der Ausbeutung einer halben Million Adligen und unter der Schraube eines Willkürregiments. Ihnen verbleibt nach Abzug aller Leistungen kaum das zum Leben Nötige. Zur Zeit Katharina II., welche beinahe den ungeheuren Bauernaufstand Pugatschews niederwarf, las man in den russischen Blättern, wie Schaschkow in einem vorzüglichen Aufsatz in der russischen Revue „Stowo“ erzählt, Inzerate folgenden Inhalts: „Es sind zu verkaufen: gute Servietten, ein ausgebildetes Mädchen und ein Mann“, oder: „es sind zu verkaufen: ein zwanzigjähriger Mann, Perrückenmacher und eine Kuh bester Race“, oder: „es verkauft jemand ein eilfjähriges Mädchen, einen fünfzehnjährigen Perrückenmacher, 4 Betten, ein Federbett und allerlei Hausgeräte“, oder: „es sind zu verkaufen gefalzene Fische, 7 graue Merinoschafe, ein Mann und eine Frau“. — Diese grauenhafte Illustration der Lage der leibeigenen Bauern, die zur Ware herabgesunken waren, könnte noch viel weiter ausgedehnt und durch harträubende Mitteilungen vermehrt werden. Wir verzichten für heute darauf, die Brutalitäten und Bestialitäten zu skizzieren, denen der rechtlose Bauer in Rußland preisgegeben war. Keine Familienbande wurden geachtet, der Vater, das Kind, das Weib besonders verkauft und verschenkt, verspielt und der alt und zur Arbeit unbrauchbar gewordene Sklave erbarmungslos aus seiner Familie und seiner Gemeinde gerissen und aus dem Dorfe vertrieben oder nach Sibirien verkauft.

Katharina II., die sogenannte „Mutter ihres Volkes“, schenkte gleich bei ihrer Thronbesteigung 18 000 „Seelen“ d. h. freie Bauern, ihren Liebhabern. Dieses Verschenten, diese Erweiterung des Knechtschaftskreises zieht sich trotz aller humanen Gesinnung, wie sie einzelne russische Fürsten zeigten, bis in die neueste Zeit hinein. Die Art der Leibeigenschaft hatte seit Katharina II. bis zu ihrer Aufhebung in einigen Punkten eine Milderung erfahren und manches der empörendsten Herrenrechte war eingeschränkt worden. Doch im allgemeinen Schicksale des Bauern war keine wesentliche Aenderung eingetreten; er war daselbe rechtlose, geplagte und geschundene Geschöpf geblieben.

Daß auch die Städter, und namentlich die jüdische Bevölkerung, zur Verchlichnung der Lage der Bauern beitrugen, ist selbstverständlich; die Uebervorteilung jedoch, welche im beiderseitigen Verkehr stattfand, war jedenfalls eine gegenseitige. Jeder Teil verteuerte seine Ware und suchte aus derselben den denkbar höchsten Preis herauszuschlagen. Viel zu gewinnen war bei dem Handelsverkehr mit den Bauern nicht, da sie bereits in so hohem Maße geschwächt und so sehr ausgezogen waren, daß die jüdischen Händler im Verkehre mit ihnen meist kaum soviel erübrigten, als zur kümmerlichen Erhaltung ihrer Existenz ausreichte. Wer außer den Adligen und der „Krone“ an den Bauern am meisten profitierte, das waren jedenfalls die Beamten, unter deren geschickten Händen die Steuern und Lasten sich verdoppelten und verzehnfachten, das war auch der Klerus, der zum größten Teile in ihrer Arbeit die Quelle der eigenen Erhaltung fand.

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Gotthardsart.

Reisefizze von Carl Stihler.

(1. Fortsetzung.)

Die Gotthardpost, von Ivuelen nach erfolgter Ankunft des ersten von Luzern abgegangenen Morgendampfers nahend, erschien erst um 8 Uhr Morgens und war vollständig besetzt. Eine hohe etwas schwerfällige Postkutsche, vor der sechs kräftige Rosse eingespant waren, bildete an der Spitze der Wagenreihe das Hauptfahrzeug. Auf dem geräumigen Verdeck dieses vorzugsweise zur Passagierbeförderung benutzten enorm hohen Wagens war das Passagiergut neben Paketen unter schützendem Teertuche aufgetürmt. Kleinere Beiwagen mit Kisten, kleinen Kästchen, Paketen u. s. w. reichlich beladen, bewiesen hinlänglich, welchen Wert diese zentrale Verbindungslinie zwischen Nord und Süd

besaß, wenn auch hier nur die tierische Muskelkraft als Beförderungsmittel zur Verwendung gelangte.

Einige offene Kutschen fuhren jetzt heran, um in den Posttraien eingereiht zu werden. Hoherfreut, unter diesen Umständen im offenen Wagen bequem und angenehm die Gegend durchreisen zu können, pries ich voreilig diese Gunst des Schicksals. In längerer Unterhaltung mit einem Kapuzinerpater begriffen, der als Mitpassagier seinen Platz schon angewiesen erhalten, hatte ich verjäumt, mit dem Kondukteur Rücksprache wegen eines guten Platzes zu nehmen — dies sollte sich bitter rächen.

Mein Name ertönte, ich folgte dem Rufe und befand mich

gleich darauf auf einem Farplazze, den mit besonderer Scheu und Sorgfalt jeder andere bis dahin vermieden hatte.

Auf dem Rückfize einer offenen Kutsche wurde ich plazirt und kam — erschrecklich zu sagen: neben dem Landjäger zu sitzen, der am Abend vorher beim „goldenen Schlüssel“ auf Posten gestanden und drinnen auf Ermunterung seiner Oberen als Zecher redlich das Seinige geleistet hatte.

Damit noch nicht genug. Die anderen Plätze wurden von höheren erner Regierungsbeamten eingenommen, die zumeist Zurißen und in der Gegend natürlich allgemein bekant waren.

Die Peitschen knallten, die Pferde zogen an, und nun gings südwärts auf ebener Straße den Alpen entgegen.

Ich für mein Teil erlebte schon hier gar Merkwürdiges. Die Leute in den Straßen Altdorfs wiesen mit den Fingern auf unsere Karosse, manch mitleidiger Blick, aber auch manche hämische Grimasse, wurden speziell meiner Wenigkeit gewidmet. Sie und da ranten wol auch mit seltener Ausdauer einige handfeste Buben im Trab neben dem Furwerk einher, um, wie es schien, meinen Anblick etwas länger zu genießen.

Ein alter Herr, an dem wir etwas gemächlicher vorüberfuhren, beeilte sich durch ausdrucksvolles Räuspern etwas wie Abscheu vor mir an den Tag zu legen, und in einem nahen Baumgarten rief eine noch ältere Frau mit etwas gellender Stimme die anderen weiblichen Wesen herbei, damit diese meinen Anblick nicht verzäumen sollten!

Das Verständnis der Situation dämmerte mir plötzlich auf und das Gleiche mochte auch bei den anderen Insassen des Vehikels der Fall sein, denn schließlich lachten wir alle zusammen über den Irrtum der Leute.

Die Herren waren zumeist höhere Gerichtsbeamte, ich sah als Fremder mit ihnen in einem Wagen, neben mir der bewaffnete und uniformirte Diener der heiligen Hermandad, kein Zweifel, ich war ein schwerer Verbrecher, der zum Schauplaze irgend einer Schreckensstat, vielleicht Brandstiftung oder Mord, unter hinreichender Begleitung und per Post, warscheinlich weil die Untersuchung Eile hatte, befördert wurde!

Inzwischen waren wir den Gebirgsriesen nahe gekommen, die das Tal einengen und die Gotthardstraße mit dem Neufußflusse näher aneinander drängen. Droben an den zumteil von dunklem Gebüsch und Nadelholz eingerahmten und von Felskolossen oder Firn- und Gletschermassen überragten Bergmatten, zeigten sich hie und da in winziger Form die Sennhütten und hin und wieder ließ dort oben ein frohgestimmter Küher seinen langgezogenen Jodeler erschallen oder sandte seinen Gruß mit den dröhnenden, dumpfen Klängen des Kuhhorns ins Tal hernieder.

Diese Töne in dieser Landschaft vernommen, erregen und bewegen mächtig. Sie erinnern an die glorreiche Vorzeit des schweizerischen Volkes, als es, mangelhaft ausgerüstet und ungeschult im Waffendienste, selbst in den Ebenen den übermächtigen Scharen seiner Gegner siegreich entgegentrat und dieselben vernichtete oder verjagte.

Vor den Klängen des Stiers von Uri, jenes großen Hornes, erbebte der gefürchtetste Heerführer seiner Epoche, Herzog Karl der Kühne von Burgund, der Zerstörer Lüttichs, bei Granson und Murten. Auch andere Kriegshelden und Gewaltthaber lernten zu ihrem Schaden die zähe Ausdauer und Tapferkeit des Bergvolkes kennen, bis endlich die Macht des Goldes auch in diesen Tälern triumphirte und die Wächter der Unabhängigkeit und Freiheit in gefügige Kriegsknechte verwandelte. Ehemals stets bereit mit der Waffe in der Faust für Freiheit und Selbständigkeit der benachbarten Stämme Gut und Blut zu wagen, wurde Uri bald darauf zum grimmigsten Tyrannen und etablirte südwärts vom Gotthard bis zu den oberitalischen Seen seine harte Zwangsherrschaft, die Jahrhunderte hindurch den alten Glanz des Volkes verdunkelte, seine Tatkraft lähmte und schließlich seinen tiefen Fall im Jare 1799 beschleunigte.

Rechts und links zeigten sich aber bei der herrlichen, klaren Herbstwitterung nicht blos imposante Gebirgszonen, sondern auch an den unteren Geländen und in der Talniederung manche geschichtlich hochinteressante und zugleich höchst anmutige und malerische Orte. Silenen mit seinen prächtigen Nußbaumgruppen, seinen romantischen und charakteristischen Bauernhäusern, die den echten Schweizerstil repräsentiren und der landschaftlichen Umgebung vollständig entsprechen, war bald passirt und nun ging es im flotten Trabe am Fuße des Hügels vorüber, der auf seiner mächtig umfangreichen Gipfelfläche noch heute die letzten Mauerreste und Trümmer von Zwing-Uri aufweist.

„Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?
Laßt sehn, wie viel man solcher Maulwurfshäusern
Muß über n'ander setzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringste nur in Uri!“

schrieb der Sängler Tella.

Unsere Wagenreihe rollte an der engen Ausmündung eines Alpentals vorüber und Umstäg war erreicht.

Nun gings über eine Brücke bergauf, welche die schäumende und tosende Neufuß überwölbt und jetzt erst besuren wir die eigentliche, von 1826 bis 1832 erbaute Gotthardstraße.

In Gneisfelsen, die sich zur rechten Seite schroff erheben, links dagegen in wildzerklüfteten Massen zur jähren Tiefe hinabsinken, ist die Straße hier mit einer Steigung von 5 bis 7 Fuß auf hundert eingeprengt. Unten in der tiefen unheimlichen Schlucht rauscht die Neufuß zu Tale, drüben am Bergabhänge zeigen sich, an gigantische Felsmassen gelehnt, alte verwitterte Almhütten und parallel mit dem in der Schlucht abwärts eisenden Flusse, erblickt man die Reste der alten, ehemals ebenfalls vielbenutzten Gotthardstraße am jenseitigen Berggelände.

Zuweilen präsentirt sich an der Straße, wo das Wiesengelände neben Waldung und Felsmassen größere Ausdehnung gewinnt, eine kleine ländliche Besizung, die im Winter den Lawinentürzen ausgezegt sein mag. Munteres Hornvieh drängt sich manchmal bis zur Poststraße hervor und wird in der Regel erst durch das Säusen der Postillionspeitsche über die eigentliche Bedeutung des Verkehrsweges belehrt.

Endlich erscheint der Weiler Intschji, die Felsenmassen rücken näher zusammen und bieten in ihrer Großartigkeit und mit ihren zerklüfteten Flächen, Blöcken und Geschieben neue imposante Gebirgszenerien, die voll und effektiv auf die weiteren Partien einermäßen vorbereiten.

Hie und da stürzt in schäumenden Kaskaden, aus engen Gebirgsschluchten und Waldtälern hervorstürmend, ein Bach zur Tiefe, und seine Wogen erschüttern die beweglicheren Teile seiner Schranken.

Je weiter die Straße aufwärts fñrt, desto häufiger schaut man auf den Abhängen und an den grünen Matten kolossale Felsstrümmen und Geschiebe, die von den Höhen im donnernden und verheerenden Sturze sich einst niederstürzten, dann aber, durch irgend ein Hindernis im weiteren Falle gehent, zuweilen inmitten einer grünen Bergmatte bis auf den heutigen Tag Halt machten.

Viele dieser gigantischen Blöcke, zu groß um gesprengt oder sonst beseitigt zu werden, neigen sich drohend über die Straße und sind dann zumteil mit solider Untermauerung in ihrer Lage gesichert worden. Flechten und Moose überziehen einzelne Flächen dieser Steinmassen und hie und da erzeugte der Unverstand und blinde Aberglaube früherer Zeiten romantische Volkssagen, deren tragikomischer Held dann gewöhnlich, der Gewonheit des Mittelalters entsprechend, entweder der überlistete Teufel oder ein Mönch sein muß.

Von hochaufragender Felsbastion winkt das Alpenbüschchen Gurtellen ins Tal, dessen anmutiger Hintergrund von den grünen Matten des Geisberges gebildet wird.

Ein Chaos von zerstreut liegenden Felsstrümmern bedeckt die Berggelände. Alte Wettertannen beschatten stellenweise zu dichter Waldung vereinigt einen bedeutenden Teil dieser Gebirgsstrümmen, und die niedere Vegetation der Flechten, Moose und Gebirgskräuter breitet ihren Teppich über die starren Gesteinmassen aus.

Ein roter Staubflechtenüberzug auf diesen Felsüberresten, das sogenannte Beilschenmoos (Bissus irlithus), wird hier von armen Leuten gesammelt und als ergibiger Farbstoff dann unten im Tale verkauft und in die weite Welt hinaus verhandelt.

Endlich schwindet die Waldung an den Abhängen des Tales, die nackten Gesteinflächen vermehren sich, und bald darauf bewegt sich unsere Wagenreihe über die wildromantische Pfaffenbrücke, von der aus talwärts sich eine weite Fernsicht bietet.

In unheimlicher Tiefe, in der Dämmerung einer halbdunklen engen Felschlucht tost in wilder Brandung die Neufuß. In der Vorzeit soll hier ein Mönch, der ein Mädchen gewaltsam entführt hatte, und vom Volke verfolgt wurde, mit seiner Beute den Sprung über diese Schlucht gewagt und glücklich ausgeführt haben, daher der eigentümliche Name der Brücke.

Wir befinden uns nun auf einem Gebirgsterrain, das, zumeist aus Granit bestehend, die Bebauung und Ausnutzung des Bodens erheblich erschwert. Kleine und mühsam angelegte Kartoffel-

gärtchen zeugen von der Energie und zähen Ausdauer der Talbewohner, denen keine Mühe und Last zu groß ist, wenn nur irgend ein Erfolg zu erwarten ist.

Das Dorf Wasen, in einer Meereshöhe von 2823 Fuß, ist erreicht, unser Posttrain hält, und wer war froher als ich, da ich jetzt von meinen Fargenossen befreit wurde. Einmal und nie wieder, wenn es irgend möglich ist, dachte ich in meinem Innern, als die Herren sich freundlichst verabschiedeten und über das Aufsehen, welches wir bei den Talbewohnern erregt hatten, noch einige Scherze äußerten.

Bald begann die Weiterfahrt. Wieder wechselte über einige Brücken hinweg die Straße die Ufer der Neuß, und wilder und drohender gestaltete sich jetzt der Charakter der Gegend.

Die Brücken sind mit starken, schmiedeeisernen Stäben und Klammern hier besonders gegen den Anprall niederstürzender Lawinen gefestigt, denn häufig genug schleudern die gewaltigen Massen, wenn der Sturz jäh und heftig erfolgt, große Felsstrümmern an den Abhängen empor.

Die letzten Gerstenfelder zeigen sich jetzt inmitten steriler Geröllhalben und mehr und mehr tritt das Mineralreich mit seinen starren Felsdecorationen nackt und schroff in den Vordergrund der Landschaft.

Nähe der Straße steht aufrecht ein hausgroßer Felsblock, der seit Jahrhunderten in dieser eigentümlichen Stellung am Abhange sich behauptete. Seine mächtigen, fast spiegelglatten Flächen bekunden hinreichend die Härte des Gesteins.

In der Vorzeit entstand hier eine Volksfage, die noch heute bei der biederen Talbevölkerung in Ansehen steht. Des Felsens pikante Benennung gipfelt in der Bezeichnung: der Teufelsstein. Der im frommen Mittelalter viel und oft erwähnte angebliche Anstifter alles Unheils soll sich hier f. Bt. recht einfältig benommen haben. Im Begriff, den wuchtigen Felskoloss zu transportiren, soll er durch den landesüblichen Gruß eines Bauern, der ihm ein fröhliches „Grüß Gott!“ zurief, derartig aus der Fassung gebracht worden sein, daß er den Stein hier absetzte, schleunigst das Weite suchte und bis heute den Stein auf diesem Plaze ließ.

Viel Kopfzerbrechen wird die Erfindung dieser Mähr nicht verursacht haben, weniger jedenfalls als die Bemühungen kompetenter Forscher, den Heimatsort und die einstige Bewegung des gewaltigen Blockes zu ermitteln.

Endlich ist Göschenen mit seiner wildzerklüfteten und höchst malerischen Talenge erreicht. Der hier bei der Poststation erfolgende Austausch der Sendungen, sowie der Pferdewechsel, veranlaßte wieder einen längeren Aufenthalt, während dessen die Passagire mit halbsteifen Gliedern sich aus der drangvollen Enge der Postkutschen retteten, um frische Luft und etwas Aussicht zu genießen.

Da die Poststation dieses Dorfes einen weiten und freien Ueberblick über das Tal und die Neußschlucht in der Tiefe gewährt, konnte man sich keineswegs über Langeweile und Unterhaltungsmangel beklagen; im Gegenteil, es gab sehr viel zu schauen, und noch mehr zu denken bei dieser überreichen Aussicht.

Licht an der Straße lenkt sich das Terrain in Gestalt schroffer, nader Steinwände zur Tiefe hinab, in deren unterster Kluff die schaumbedeckten Wasser der Neuß in ununterbrochener Brandung zwischen Felsstrümmern und Klippen dahingleiten. Drüben am Talrande erheben sich steil und in gigantischer Ausdehnung die Flächen imposanter Granitfelsen, über deren hie und da mit dunklem Naeelgehölz bestandenen Höhenpartien die mit „ewigem“ Schnee und Eis bedeckten Kuppen der Hochgebirge emporragen.

Jenseits der Schlucht, wo in außergewöhnlich reichen Mengen massenhafte Kohlen- und Roheisenvorräte lagerten und wo das zu Tage geförderete, im Innern des Berges gebrochene Gestein eine imposante Kampe über dem Abhange bildete, durchbrachen die Felswand zwei umfangreiche, gewölbte Portale, deren Anblick uns mehr denn alles Andere fesselte.

Die nahen, langgestreckten Maschinenhäuser mit dem modernen Rauch und Qualm, mit mannigfachem Geräusch und Lärm, erregten weniger unsere Beachtung als jene grabesstillen Gewölbeportale, durch die Schienenpfade zum geheimnisvollen Kerne des Urgebirges führen.

Leiche, dürrig gekleidete Männer, mit Grubenlampen und Arbeitsgeräten versehen, schritten an uns vorüber, um später jene Portale passierend, zu ihren unterirdischen Arbeitsstätten zu wandern. Es waren jene Helden der Arbeit, die bei harter, schwerer Tätigkeit und für kargen Lohn den Gefahren der Bergestiefe trotzen und tagtäglich auf's neue ihr Leben auf's Spiel setzten. Ein

trauriges Loos im monotonen Kampfe um's Dasein bietet jedenfalls diese Tunnelarbeit der Gegenwart; namentlich dort, wo mit der gigantischen Ausdehnung des Unternehmens die Beschwerden sich häufen und die Gefahren sich steigern.

Gewaltige Röhrenleitungen, deren Umfang stellenweise den Dimensionen mächtig großer Dampfessel gleich, waren ebenfalls wahrzunehmen. Sie bekundeten, daß da drinnen im Schoße des Gebirges nicht bloß menschliche und tierische Muskelkräfte Verwendung fanden, sondern daß auch die Elemente, wenn dieser physikalische veraltete Ausdruck hier gestattet ist, zur ergibigen Dienstleistung herangezogen und benutzt wurden.

Seitdem der genfer Professor Collajon vorgeschlagen hatte, die in den Tunnels zur Verwendung gelangenden Vormaschinen nicht mehr durch Muskelkraft, sondern durch komprimierte Luft in Betrieb zu setzen, war man in der Erwarte, die erwante bewegende Kraft mit unerheblichem Verluste über weite Strecken hin bis zu den Arbeitsstätten zu leiten.

Daher die umfangreichen Röhren am Bergabhange, in denen die atmosphärische Luft, auf den zwanzigsten Teil ihrer gewöhnlichen Raumausdehnung durch die Wasserkräfte der Neuß zusammengepreßt, zu den Vormaschinen geleitet wurde, um dort einerseits die Bohrer und Meißel ins Gestein zu treiben und um andererseits gleichzeitig den Arbeitern und Tieren im Tunnel die dringende nötige Atemersfrischung zu spenden.

Und wenn man hier stundenlang verweilt hätte, es hätte immer wieder des Neuen und Anregenden gar viel zu sehen gegeben, aber darum kümmerte sich der Leiter unseres Posttrains selbstverständlich nicht; ihn rief die Pflicht und uns die Notwendigkeit, rechtzeitig wieder fortzukommen.

Meine Rechtigkeit war nun im Vordercoupée auf dem Mittelplaze untergebracht worden und ich pries wieder einmal die Gunst des Schicksals, die mich auf diese Weise in das Hauptwerk an der Spitze des Zuges auf einen aussichtsreichen Sitz geführt hatte.

Geradeaus und rechts und links konnte man hier in die Welt hinausschauen, und das war nicht übel. Vorn boten sich zunächst, in zwei Fronten rangirt, sechs kräftige Pferderücken, die sich, je nachdem es im kurzen Trab oder im langsamen Bergschritt vorwärts ging, mehr oder weniger senkten und hoben.

Die Häuser und Häuschen des Dorfes Göschenen boten damals in ihrer äußeren und inneren Beschaffenheit des Besonderen genug. Fast jedes war zu einer Arbeiterkaserne von spekulativen Unternehmern umgewandelt worden, die hier den armen italienischen Arbeitern auf verschiedene Manier die Beutel zu erleichtern suchten. Ueberall gewarte man Verkaufsläden, in denen leichte Ware ausgelegt war oder auch mitunter zu den Fenstern und Türen der betreffenden Lokalitäten herausging. „Der Unbemittelte kauft am Teuersten!“ mochte sich auch hier bewären; und Professor Neuleau vielzitiertes, seiner Zeit speziell der deutschen Industrie gewidmetes Stachelwort mochte hier besser als irgendwo seine Anwendung finden.

Jetzt rollten unsere Karossen und Beiwagen über die kühn-gewölbte Steinbrücke von Göschenen, um oben am jenseitigen Bergabhange, den Abgrund entlang, in die Schöllinenschlucht den Einzug zu halten. Die Brücke gewärt eine genußreiche Aussicht bei hellem Wetter.

Stundenweit überblickt man von hier aus das einsame und mit gigantischen Gebirgstrümmern überfüete Göschenental; und während hoch oben, die Vorberge überragend, blendendweiße Hochgebirgskämme und Gipfel sich erheben, gähnt in der Tiefe der Wassermassen emportönt.

Die Fädlerbrücke führte uns wieder zum rechten Neußufer hinüber und die im Winter wegen ihrer Lawinstürze verurteilte und berückichtigte Schöllinenschlucht mit ihrem schroffen, fast jeder Vegetation entblöhten Fels terrain hatte uns aufgenommen.

In mannigfachen Windungen schlängelt sich die Poststraße an den Felswänden empor, auf der einen Seite starre Felswände oder schmale, unheimlich öde und abschüssige Geröllhalden, und auf der anderen Seite der jähe Abgrund des graufigen Felschlundes, in dessen untersten Klüften die Neuß zu Tale eilt.

Ein fast unaufhörlich diese Felsenenge durchbrausender Luftzug gibt Kunde von der immensen Gewalt, mit der die verschiedenartig erwärmten und bewegten Luftschichten der oberen und der niedrigeren Talgegenden die Ausgleichung ihrer Gewichtsmassen anstreben.

Die Entdeckung des Sauerstoffs und des Wesens der Verbrennung.

Naturwissenschaftliche Skizze von D. Gn.

Die Waage ist das Symbol der heutigen Naturwissenschaft. Der Naturforscher, der einen neuen Satz aufstellt, muß ihn begründen durch Maß und Gewicht. Erst, nachdem man dem Zünglein an der Waage die Macht gegeben, eine Theorie als zulässig zu erklären oder sie für immer aus der Wissenschaft zu verbannen, wurde eine richtigere Ansicht über den Verbrennungsprozess ermöglicht.

Es entspricht der Anschauung eines Kindes, daß das Feuer die verbrennenden Stoffe auflöse; wie der Zucker unter dem Einfluß des Wassers, so verschwindet das Holz, wenn die leuchtende Flamme es berührt. „Das Feuer verzehrt das Holz“ ist noch heute ein allgemein gebrauchter Ausdruck. Diese Ansicht fürte zu der Annahme eines besonderen Feuerstoffes, welcher die wägbare Materie zerstöre. Bald aber wurde ein großer Fortschritt gemacht. Man fing an, die bei der Verbrennung auftretenden Körper zu beachten und nichts schien naturgemäßer als die Annahme, daß die Verbrennungsprodukte aus dem verbrennenden Stoff abgeschieden seien. Ein eigentümliches verbrenliches Prinzip sei in allen brennbaren Körpern enthalten und bedinge die Verbrenlichkeit. Das beim brennenden Schwefel auftretende stechend riechende Gas, die schweflige Säure, ist nur aus dem Schwefel abgeschieden. Schwefel besteht aus schwefliger Säure und dem brennbaren Prinzip. Aus diesem und Eisenoxyd ist das Eisen zusammengesetzt.

Diese Ansicht, die von Becher (1635—1682) namentlich verteidigt wurde, fand eine noch größere Verbreitung, nachdem Stahl (1660—1734) mit großem Eifer sich ihrer angenommen. Stahl faßte sehr richtig alle Verbrennungserscheinungen aus demselben Gesichtspunkte auf und wante auf alle dieselbe Theorie an. Bechers verbrenliches Prinzip nannte er „Phlogiston“. Ein Körper verbrennt, indem er sein Phlogiston abgibt, und um so brennbarer ist ein Körper, je mehr Phlogiston er enthält. Bei dieser Theorie, ist ein Körper, der Phlogiston enthält, ein Körper, der ein höchst merkwürdiger Charakterzug des ganzen Zeitalters vor, auf den ich gleich näher eingehen werde. Die ganze Forschung hatte bisher nur das eine Ziel gefant, festzustellen, welche Stoffe in diesem oder jenem Körper enthalten seien, welche Veränderungen die verschiedenen Stoffe auf einander ausüben und wie sich aus die zwei ein ganz anderer, neuer, dritter herstellen läßt. Niemand hatte danach gefragt, in welchem Verhältnis die Stoffe mit einander sich verbinden, wie viel von diesem oder jenem Stoffe in die Verbindung eingehe, wie viel von diesem oder jenem in einem Körper enthalten sei, und was der neue Körper wiege, wenn zwei Stoffe von bekanntem Gewicht mit einander sich verbinden. Kurz: man hatte nur qualitativ geforscht, one um quantitative Verhältnisse sich zu kümmern. Daraus, daß diese Ideen die durchaus leitenden waren, ist allein erklärlich, wie ein Geist die Stahl es ganz unbeachtet lassen und für unwesentlich halten konnte, daß ein verbrennender Körper, der nach seiner Theorie etwas (das Phlogiston) verliert, „dennoch“ leichter wird, daß z. B. Eisen besteht aus Eisenkalk und Phlogiston und „deffnungsgachtet“ leichter ist, als die bei seinem Verbrennen entstehende Menge Eisenkalk. Die Tatsache war ihm sehr wol bekannt, aber sie wurde als zufällig, als unwesentlich betrachtet.

Nach und nach wurde der Zeitgeist ein anderer. Immer bestimter machte man der Phlogistontheorie diesen Einwand, die sich dann mit den abenteuerlichsten Erklärungen zu helfen suchte. Dierher gehört z. B. die Annahme, das Phlogiston werde von einem andern Weltkörper stärker angezogen als von der Erde, einem strebe von der Erde sich zu entfernen, und indem es nun mit einem Stoffe sich verbinde, teile es demselben von diesem Streben mit, mache ihn also leichter.

Die Unhaltbarkeit dieser Ideen bewies schon, daß die Zeit heranah, wo man die Phlogistontheorie zu Grabe tragen werde. Und in der Tat waren allmählich so viele Tatsachen bekannt geworden, daß es nur des ordnenden umfassenden Geistes bedurfte, um das Zeitalter, das der Herrschaft der qualitativen Anschauungsweise erwachsen war, vollends davon zu befreien und die Forschung auf andere Bahnen zu lenken. Leichter wurde dies um vieles dadurch, daß Priestley im Jahre 1774 den Sauerstoff

entdeckte, one aber daran die so nötige und erwünschte Reform der Wissenschaft selbst zu knüpfen. Der Ruhm dieser Tat gebürt Lavoisier (1743—1794), der es zuerst überzeugend und klar aussprach, daß die quantitative Untersuchungsmethode die allein berechnete sei.

Lavoisier brachte eine gewogene Menge Zinn in ein gewogenes Glasgefäß und verschloß dies luftdicht. Nach längerem Erhitzen hatte alles Zinn sich in Zinnasche (Zinnoxyd) verwandelt. Als er darauf das Gefäß öffnete, drang Luft ein und nun wog das Gefäß mit dem Zinn mehr als vor dem Erhitzen und zwar um so viel, als das Zinn an Gewicht zugenommen hatte. Aus diesem Versuch durfte er schließen, daß das Zinn bei seiner Verbrennung mit einem Bestandteil der Atmosphäre sich verbunden habe, und es war nach Priestley's Entdeckung des Sauerstoffs nicht schwer, zu wissen, welcher Bestandteil der Atmosphäre dies gewesen.

Verlassen wir nun den geschichtlichen Boden und wenden wir uns Tatsachen zu, die mit den einfachsten Hilfsmitteln von jedermann können beobachtet werden.

Es ist eine uns allen bekante Erscheinung, daß in einem abgeschlossenen Raum ein brennender Körper sehr bald erlischt. Aber was geht dabei vor? Ich bitte meine Leser und Leserinnen durch folgenden leicht anzustellenden Versuch dies zu untersuchen. Eine größere Medizinflasche, deren Boden gleichmäßig abgeprengt ist, kann man leicht von jedem Apoteker erhalten. Dazu auch einen gut schließenden Pfropfen für den Hals der nummehr zur Glocke gewordenen Flasche. Ein Stüchchen Drat und ein kleiner Fingerhut, der sich bequem durch den Hals der Glocke stecken läßt, ist bei der Hand. Nun winde man den dünnen Drat etwa zweimal um den Fingerhut, biege ihn dann gerade in die Höhe und stecke das Ende in den Pfropf, so daß, wenn man letzteren auf die Glocke setzt, der Drat senkrecht in dieselbe hineinragt und die Oeffnung des Fingerhuts nach oben gekehrt ist. Der letztere befinde sich in der halben Höhe der Glocke. Diese stelle man in eine Schüssel und gieße so viel Wasser ein, daß die Glocke bis unter den Fingerhut angefüllt ist. Der Pfropf ist entfernt und das Wasser steht in der Schüssel und in der Glocke gleich hoch. Nun bringe man ein erbsengroßes Stüchchen Schwefel in den Fingerhut, zünde es an, senke es schnell in die Glocke und setze den Pfropf fest auf, so daß er luftdicht schließt. Der Schwefel brennt ruhig fort, die Glocke füllt sich mit dichten Dämpfen und das Wasser tritt, weil die Luft ausgedehnt wird, etwas zurück. Aber bald erlischt der Schwefel, allmählich verschwinden die Dämpfe, die Luft erkaltet wieder und das Wasser — steigt in der Glocke um ein Bedeutendes höher, als es im Anfang des Versuches stand und als es in der Schüssel noch steht. Es wird also ganz klar, daß der verbrennende Schwefel mit einem Teil der Luft in der Glocke sich verbunden hat. Das Verbrennungsprodukt, die bekante schweflige Säure löste sich in dem Wasser und dies trat an die Stelle der vom Schwefel aufgenommenen Luft.

Priestley kochte gewogenes Quecksilber sehr lange im verschlossenen gewogenen Gefäß. Nach dem Erkalten wog das wiedergeöffnete Gefäß mit dem Quecksilber mehr als beim Beginn des Versuches. Dabei hatte sich ein hochroter Körper gebildet. Priestley sammelte diesen roten Körper und erhitzte ihn in einem solchen Apparate, der das Auffangen von Gasen gestattete. Der rote Körper hatte sich, wie wir wissen, durch Erhitzen des Quecksilbers gebildet, nun, bei stärkerem Erhitzen bräunte er sich und verschwand allmählich. An den kälteren Teilen des Apparates aber sammelte sich erst ein schwacher grauer Anflug, der stärker wurde, endlich in kleine glänzende Kugeln zusammenfloß und als metallisches Quecksilber sich fund gab. Dabei hatte sich ein farbloses, geruchloses und geschmackloses Gas entwickelt, welches genau so viel wog, als bei dem ersten Versuch das Quecksilber schwerer geworden war. Hier war also der bei der Verbrennung verschwindende Teil der Luft rein dargestellt und es konnten nun seine Eigenschaften, die ihm den Namen Sauerstoff (Oxygen) verschafften, genau studirt werden. Der bei der Verbrennung zurückbleibende Teil der Luft, den wir in unserm ersten Versuch erhielten, ist unfähig die Verbrennung zu unterhalten.

So wie der Schwefel darin erlosch, so erlischt ein brennender Holzspahn, ein Licht, kurz jeder brennende Körper, so wie man ihn in das Gas einfürt. Ein Tier erstickt alsbald darin und dies verschaffte ihm den Namen Stickstoff. Aus Stickstoff und Sauerstoff besteht also unsere Atmosphäre, und haben wir den

beschriebenen Versuch nur einigermaßen sorgfältig angestellt, so sehen wir, daß etwa $\frac{1}{5}$ der Luft verschwunden, also Sauerstoff gewesen ist. Genaue Untersuchungen ergaben als überall gleiche, beständige Zusammensetzung der Atmosphäre in 100 Raumteilen, 12 Raumteile Sauerstoff und 79 Raumteile Stickstoff.

Grabmal Theodorichs zu Ravenna. (Illustr. S. 272.) Zwei inhaltsschwere Namen, an die sich manches großartige historische Ereignis knüpft! Ravenna, die Stadt, in die sich die letzten Herrscher des verfallenden alten Römerreichs teils schutzsuchend flüchteten, wo sie ihre Residenz aufschlugen, wo der große Dante, aus seiner Vaterstadt Florenz verbannt, sein ruhmvolles Dichterleben beschloß und einer der größten Dichter des 19. Jahrhunderts, Byron, in den Armen der schönen Gräfin Guiccioli in Liebe schwelgte, — hier stand auch der Königstron des Gotenkönigs Theodorich des Großen, von dem aus dieser seine Herrschaft über Rom fürte und hier steht noch, — wie unser Bild zeigt, das Denkmal, welches er sich selbst errichtete. Man sagt immer: „Wo es ein Nas gibt, da sammeln sich die Adler“. Dies Sprüchwort hat sich auch an dem durch innerliche Fäulnis zugrunde gegangenen alten Rom bewahrt. Nach allen Weltrichtungen hatte es zur Zeit seines Glanzes und Weltruhms seine Adler seinen Legionen siegreich voranzutragen lassen und von allen Seiten brachen denn auch die früher unterjochten oder sonst beuteluftigen Völkerschaften über seine Grenzen und suchten sich in den herrlichen italischen Landschaften festzusetzen, nachdem sie dem dahinsinkenden Staatskörper noch vollends den Garauz gemacht hatten. Ein solcher gegenüber der alten im Niedergang begriffenen Römerherrschaft siegreicher Vorkämpfer war auch Theodorich, König der Ostgoten. Er war, wie man heutzutage sagen würde, der „natürliche“ Sohn von dem mit Valamir und Vidimir die Ostgoten beherrschenden Theodimir und dessen Geliebten Erleiva und wurde 454, ein Jahr nach dem Tode des gefürchteten Hunnenführers Attila, geboren. Ungefähr sieben Jahre alt wurde er an den Kaiserhof zu Konstantinopel gesandt, um mit seinem Leber für die Aufrechterhaltung eines Friedensvertrages zu bürgen, der zwischen dem Kaiser des oströmischen Reiches, Leo I., Macella oder der Metzger genant, und den drei genannten Brüdern geschlossen worden. Zehn Jahre verweilte er dort, und in dieser Gesellschaft mag er sich wohl manche Lebenserfahrung angeeignet und seine geistige Bildung gefördert haben. Gelehrte Kenntnisse blieben ihm jedoch fremd und auch nicht einmal die Kunst des Schreibens erlernte er, so daß er noch im späteren Alter die vier Anfangsbuchstaben seines Namens vermittelt einer Bleichschablone „malte“ oder „schrieb“. Jean Paul hat an irgend einer Stelle seiner Werke einmal die Ansicht ausgesprochen, ein Fürst — natürlich hatte er die des vorigen Jahrhunderts dabei im Auge — brauche weiter nichts zu können als seinen Namen zu schreiben und auch da ließe sich allenfalls ein Stempel oder sonst eine mechanische Aushilfe schaffen. Wir erinnern hier daran, lediglich um zu verhüten, daß unsere Leser gegen Theodorich, der ja ca. 1400 Jahre früher lebte, wegen seiner mangelnden Schulkennnisse von vornherein eingenommen werden. Für die Ausbildung seiner ihm von Natur gegebenen Körperkräfte scheint er außerdem doch eifrig geforgt zu haben, wenigstens erwarb er sich nach seiner Rückkehr in die Heimat, die 472 erfolgte, in einem Kriegszuge großen militärischen Ruhm und die Gunst der Ostgoten. Sein Onkel Valamir fiel in einer Schlacht, sein anderer Oheim war mit Kriegsvolk zu den Westgoten gezogen, und so wurde er denn, noch jung, als auch sein Vater gestorben, 475 durch einstimmige Wahl auf den erblichen Thron der Amaler — so hieß sein Geschlecht — berufen. Zugleich hatte aber auch in Konstantinopel ein Thronwechsel stattgefunden, der böse Kämpfe und Streitigkeiten zwischen Zeno und Basiliskus im Gefolge hatte. Mit Hilfe Theodorichs befehlt der erstere die Oberhand, der gotische Helfer ward mit Titeln und Ehren überhäuft und lebte in einer hervorragenden Stellung in Konstantinopel, wo ihm Zeno sogar eine Reiterstatue errichtete. Aber der Einfluß, den Theodorich allmählich gewann, mochte die Eifersucht des Byzantiners schüren und außerdem mochten auch die Unzuträglichkeiten, welche aus der Anwesenheit der rohen gotischen Kriegsmänner hervorgingen, den letzteren bestimmen, bereitwillig seine Zustimmung zu geben, als der Gotenkönig einen Kriegszug gegen das weströmische Reich zu unternehmen beabsichtigte. Vielleicht dachte auch der feige und unwürdige Zeno auf diese Weise in den Besitz des gesamten römischen Reiches zu kommen. Sei dem wie ihm wolle, mit Winters Anfang 488 rückte Theodorich mit seinen Goten gegen Italien aus und sein Zug soll sich nach einer Meldung auf 200 000, nach einer andern auf 300 000 Köpfe beziffert haben. Im Ganzen waren es an die 60 000 bewaffnete Männer, die den kriegerischen Angriff wagten und sich nebst Weib und Kind obendrein noch durch verschiedene feindliche Völkerschaften mit den Waffen den Weg bahnen mußten. Teils fanden sie nun noch Verstärkungen in einigen germanischen Stämmen, teils war ihnen das Land jenseits der Berge als so wunderbar geschildert worden, daß die Begeisterung, der Drang, dorthin zu kommen, die Kräfte verdoppelte. Im Frühjahr 489 stieg der Zug über die julischen Alpen und am 28. August desselben Jahres schlug bereits Theodorich seinen Gegner Odoaker, der damals König von Italien war. Die Schlacht fand am Fozzo in der Nähe der Ruinen von Aquieji statt und ihr folgte eine zweite am 30. September, unter den Mauern von Verona, die gleichfalls für das

Gotenheer sieg: ich war. Nach einer dritten großen Niederlage flüchtete sich Odoaker mit seinem Heere nach Ravenna, wo er sich schließlich nach mehrjähriger Belagerung Theodorich ergeben mußte. Am 27. Februar 493 ward die Kapitulation unterzeichnet und am 5. März genannten Jahres wurde Odoaker auf einem Gastmale, das Theodorich veranstaltet, von letzterem ermordet. Den Sohn des Getöteten wie dessen Gefolge traf das nämliche Schicksal. In seiner Eigenschaft als König von Italien soll sich Theodorich durch Gerechtigkeit und Milde ausgezeichnet haben. Die Verfassung und die Gerichtsordnung ließ er unangefastet bestehen, die Verwaltung und Rechtspflege gleichfalls, die er fast ausschließlich von den Eingebornen ausüben ließ. Dagegen traf er im Kriegswesen seine eigenen Maßnahmen, war selbst Kriegsherr und duldete nicht, daß ein Römer unter seinen Fahnen diene. Durch den langen Frieden während seiner Regierung mehrten sich dann auch Wohlstand und Glück, wie es denn auch um die Sicherheit des Eigentums und der Person im Reiche gut bestellt war. Legte er an den Landesgrenzen Befestigungen an, so errichtete er auch im Innern Bauten, als Wasserleitungen, Bäder, Amphitheater, Monumente, und förderte die öffentlichen Lehranstalten. Bei seinen Besuchen in Rom lohnte er den feierlichen Empfang durch Gaben und Getreidespenden und suchte auch die Volksmassen zu gewinnen, indem er die früher üblichen Volksbelustigungen mit Ausnahme der rohen Gladiatorenkämpfe in Szene setzen ließ. War es sonst sein Streben, eine Einheit unter den verschiedenen germanischen Stämmen herzustellen, so hatte er in Italien speziell wol die Absicht, die Römer mit seinen Goten zu verschmelzen, was ihm jedoch trotz seines toleranten Vorgehens nicht gelang. Haupthindernis war, daß er und die Goten Arianer waren, während in Rom und Italien die strenggläubigen katholischen Christen weitans die Mehrheit bildeten. Trotzdem er die letzteren vollständig gewähren ließ, entstand doch allmählich eine große Kluft zwischen den beiden Konfessionen, und als schließlich in Konstantinopel Justinus I. den Thron bestiegen hatte und mit Verfolgungen gegen die Arianer begann, ward der Bruch offenbar. Theodorich hatte durch eine Gesandtschaft der höchsten Vertreter der Geislichkeit von Rom am Hofe zu Byzanz um Milde für seine Glaubensgenossen gebeten, aber erfolglos. Als er nun erfuhr, wie hochgestellt, von ihm sehr begünstigte römische Beamte gegen ihn konspirierten, entbrante sein Zorn und er ließ sie hinrichten. Dadurch wurde der Haß gegen ihn größer und wenn man ihm auch nicht bei Lebzeiten beifommen konnte, so ließ man doch die Wut an seiner Asche aus, die von seiner Tochter Amalajuntha nach seinem am 26. Aug. 526 erfolgten Tode in einer Porphyrburne aufbewahrt worden, indem man sie in alle Winde zerstreute. Damit hat man nun das wirkliche Verdienst des „fluchwürdigen Kezers“ nicht im mindesten schmälern können. Er ist geliebt, der er war und man geht wol nicht fehl, wenn man selbst alle Tugenden, welche die Geschichte ihm nachzählt, für historische Wahrheit hält, und demnach annimt, daß er beim besten Willen nicht mehr leisten konnte. Die Formen des alten Römerreichs mußten eben zerfallen, das war historische Notwendigkeit, und die Goten waren ein viel zu barbarisches Volk, um der römischen Gesellschaft neues Leben einzuhauchen. Dieses Unfertige und Unklare, das besonders Geschichtsepochen tenzeichnet, in denen sich mehr das Vergehen wie das Werden äußert, sprach sich denn auch in seinem Tun im allgemeinen aus, und ein Geschichtsschreiber hat dies vollkommen richtig bezeichnet, wenn er sagt: „Seine Kunst war klein im Großen und groß im Kleinen, im Kräftigen übermäßig und geziert im Zierlichen“. Dies prägt sich auch aus an dem durch unsere Illustration wiedergegebenen, von ihm selbst wahrscheinlich unter dem Eindruck der gewaltigen römischen Kaisergrabmäler erbauten Mausoleum. Man sieht, wie hier die römisch-antike Bauweise mit der nordisch-germanischen Derbheit verbunden ist und wie gerade die letztere vorherrscht. Ein bestimmter, selbständiger Charakter fehlt ganz — ebenso wie im gesellschaftlichen und politischen Leben des damaligen Italien — das Werk verliert daher als solches das Interesse. Sein Charakter ist die Charakterlosigkeit. Die Renaissance schuf ihre Werke gleichfalls, in dem sie mit den antiken Bauformen begann und sie benutzte. Aber ihre Zeit hatte selbständige Ideen und Formen und so entstand denn auch ein neuer Stil, eine neue, selbständige Charakteristik in den Künsten. — Das Grabmal Theodorichs nun — jetzt S. Muria della Rotonda — ist ein einfaches Behne, war früher von einem Arkadengang umgeben und ist mit einer Kuppelwölbung bedeckt, die 34 Fuß im Durchmesser hat, und aus einem einzigen Feisblock gehauen wurde. Aber sie ist nicht das einzige Denkmal, das die Taten des mächtigen Gotenkönigs bescheiden, aber mächtig verkündet; ein andres hat die Sage und Dichtung ihm gesetzt in dem Heldenliede „Diétrich von Bern“, das den Sieger von Verona verherrlicht. So lebt denn alles Große fort im Munde der Völker durch die Jahrtausende und selbst die größten und plötzlichen Wandlungen sind nicht imstande, die Frische und Macht des ursprünglichen Eindrucks zu verwischen. nrt.

Sancho Panza und Don Quixote. (Illustr. S. 273.) Don Quixote und Sancho Panza müßte es eigentlich heißen, wenn man den, solange es Ritter und Stallmeister gibt, geltenden Gesetzen von der Herrschaft der ersteren über die letzteren gerecht werden will. Aber zwischen den beiden von der Phantasie eines genialen Dichters geschaffenen Figuren wird einem die Waal schwer, wenn es sich darum handelt, einem den Vorrang zu geben. Beide sind in ihrer Art großartige Gestaltungen, die ihren Beobachtern Interesse abgewinnen werden, solange es Menschen gibt, die sich nicht über die schale Prosa des materialistischen Lebens zu erheben vermögen oder unter Nichtachtung des realen Seins in den phantastischen „höheren“ Regionen ihre geistige Existenz führen und das heißt wol, solange als es überhaupt Menschen geben wird. Man sehe sich die beiden Helden auf unserem Bilde nur an — da hinten rechts im Lehnsstule der Edle aus der Mancha, die „Blume der irrenden Ritterschaft“, Don Quixote (sprich: Don Kichote), „der Ritter von der traurigen Gestalt“ und vorn neben ihm, uns die Reckseite seines stallmeisterlichen Ichs zeigend, der nicht minder berühmte Sancho (sprich: Santscho), der durch Haltung und Körpergestalt uns sowohl physisch wie geistig als der Gegensatz zu seinem edlen Herrn vor Augen tritt.

Beide sind auf ihren abenteuerlichen Farten an den Hof eines Herzogs gekommen, wo ihre Streiche bereits durch den ersten Band des unsterblichen Werkes, das sie erzählt, bekannt waren, und wo man sich darauf freut, zu erfahren, ob der Chronist die Wahrheit gesprochen, und deshalb die erfolgreichsten Experimente anstellt. Eben gibt Sancho unter einer Flut von begleitenden, dem Sinn nach bunt unter einander gemischten Sprüchwörtern verschiedene Auskünfte, während sein Herr in Angst ist wegen der Dumheiten, welche ersterer begehen wird; der Herzog und seine Gemalin spielen mit erkünsteltem Ernst eifrige Zuhörer, das übrige weibliche Element im Auditorium lachert, flüstert, pöpst und rußt sich, nach echter Weiberart entzückt über die Situation — nur der feiste Pößl im Hintergrunde blickt entrüstet zu den beiden herüber und, indem er durch gewissenhaftes Befestigen der Serviette die sorgfältigsten Vorbereitungen zu seiner liebsten irdischen Tätigkeit trifft, steigt ihm die Galle ins Blut, so daß er entrüstet die ihm sonst eben wegen der Genüsse so merkwürdigen Räume, dieweil sie von den Abenteurern seiner Meinung nach entweiht wurden, verlassen muß. Aber diese von der Entrüstung veranlaßte Flucht schafft durchaus kein Hindernis, im Gegenteil ist es wol die Beseitigung des letzten, das alle die ebenso ergötzlichen wie belehrenden Handlungen, welche das Par aus der Mancha an dieser Stätte verübt, verhüten könnte. — Der Mann, dem die Menschheit diese Perle der Dichtkunst verdankt, Miguel de Cervantes Saavedra, wurde am 8. oder 9. Oktober 1547 zu Alcalá de Henares geboren. Seine wenig bemittelten Eltern gaben ihm jedoch eine gute Erziehung und zwar zunächst in seinem Heimatort, später in Madrid und Salamanca, in welsch letzterem Orte er die berühmte Universität bezog. Auf der Schule zeichnete er sich schon durch seine Wißbegierde wie durch sein dichterisches Talent aus. Doch sind die von ihm in dieser Zeit gedichteten Sachen verloren gegangen. Aber seine materiell dürftige Lage zwang den jungen Poeten, sich nach einer brotbringenden Stellung umzusehen und so trat er denn in die Dienste des päpstlichen Legaten Aquaviva und begleitete diesen durch Catalonien und die Provence nach Rom. 1571 war er aber bereits wieder als Soldat in die spanische Armee eingetreten und machte am 7. Oktober des genannten Jahres, fieberkrank, die berühmte Seeschlacht bei Lepanto mit, an der er sich derart beteiligte, daß er zwei Kugeln in die Brust und eine in die linke Hand erhielt, wodurch er diese und ein Stück des Armes einbüßte. 1575 nam er seinen Abschied, erhielt von seinen Vorgesetzten die ehrenrührende Empfehlungsbrieffe an Philipp II., die aber schließlich insofern für ihn verhängnisvoll wurden, als die algerischen Korjaren, welche ihn nebst dem Schiffe, das ihn von Neapel nach Spanien bringen sollte, wegnamen, ihn für eine sehr wichtige Persönlichkeit hielten und ein großes Lösegeld zu erschwingen hofften. Sinte-malen aber er und seine Angehörigen arme Schluderer waren, so hatte es mit dem Lösegeld gute Weile, er mußte im Gegenteil eine fünfjährige harte Gefangenschaft dulden, aus der er sich auch nicht durch mehrere Befreiungsversuche erretten konnte. In einer seinem Don Quixote einverleibten Novelle sind die Erlebnisse seiner Gefangenschaft, allerdings dichterisch gestaltet, wiedergegeben. Erst 1580 erhielt er durch Verkauf seine Freiheit wieder. So sehr er sich über die Wiedergewinnung dieses edlen Gutes auch freute, lange konnte er sie doch nicht ungeschmälerter genießen, indem er durch seine und seiner Familie dürftigen Verhältnisse gezwungen wurde, nochmals Soldat zu werden und eine weitere militärische Expedition, die nach Lissabon und gegen die azorischen Inseln, mitzumachen. Ende 1584 entsagte er jedoch der Soldatenlaufbahn und verheiratete sich mit einem treuen und liebevollen Weibe. Um ihr und sich den Lebensunterhalt zu schaffen, schrieb er jetzt Schauspiele, die aber fast alle verloren gegangen sind. Auch haben sie ihm wol nicht die gewünschten und nötigen Einkünfte gebracht, denn er ging bald nach Sevilla, wo er als Beamter am Steueramt ein spärliches Einkommen erhielt. Wie die meisten Genies, so begleitete ihn jedoch der Mangel und die Sorge um die leibliche Existenz von der Geburt bis zu seinem Tode, der am 23. April 1616 erfolgte. — Von seinen zahlreichen Dichtungen nimt sein Don Quixote nicht nur den ersten Rang ein, er hat auch seinen Welt Ruf begründet und wird seinen Namen solange mit Ruhm bekränzen, als es Menschen und eine menschliche Sprache gibt. Schon beim Tode des Dichters waren — was damals unerhört —

davon an 30 000 Exemplare verkauft, das Buch wurde in alle Sprachen übersezt und ist so zum Gemeingut der gesamten Menschheit geworden. Als Cervantes seinen Don Quixote begann, hatte er wol nur die Absicht, damit die tolle Ritterromantik, welche in den riesigen Massen von Romanen spukte und sich von da in die Köpfe der Menschen fortspaltete, zu verspotten und zu bekämpfen. Aber indem er den gleichfalls durch diese Lektüre nährlich gewordenen und nun nur noch für die irrende Ritterschaft schwärmenden Don Quixote seine Rozinante fattelnd und seine edle Dulzinea von Toboso ersfinden ließ, da gewannen die Hauptfiguren unter seinen schöpferischen Händen solche Kraft und solches Leben, daß sie für ewige Zeiten zum Typus und zum Gattungsbegriff werden konnten. Man lacht gewiß, wenn man nur die Schilderung der beiden Helden liest und unsere Heiterkeit wird noch mehr erregt, wenn wir sehen, wie der farenide Ritter jede gemeine Schenke für ein Kastell und ganz gewöhnliche Frauenzimmer für Ritterkäuflins ansieht, wie er den Kampf mit den Windmülen in der Meinung, es seien Riesen oder mit einer Herde Schafe aufnimmt in dem festen Glauben, er bekämpfe die gefährlichsten feindlichen Heere, und wenn er, der die Schwachen und Hilflosen unterstützen will, deren Uebel meist noch schlimmer macht oder wenn er die Galeerensträflinge befreit, dafür von der Polizei verfolgt und von den Strolchen gemißhandelt und bestolen wird; ebenso komisch wirkten auch die Szenen, wie die in der Nacht, wo das Gepolter der Windmüle den ganzen Mut des Ritters und die Hölleangst Sanchos herausfordert und viele andere mehr. Betrachtet man aber die mannigfachen Reden Don Quixotes und bemerkt, wie in der phantastischen Hülle ein halbwegs vernünftiger Kerl steckt, der nur längst abgestorbene erhalten und aufzrischen will, dabei aber stets mit der davon nichts mehr wissen wollenden Mittelwelt in Konflikt gerät, so gewinnt dieser Roman tiefere Bedeutung. Der Held wird dadurch nicht nur der Repräsentant der von romantisch überpanter Lektüre konfus und an ihrem wirklichen Beruf irre gewordenen Menschheit, er wird zum Typus einer gewissen Menschengattung, die stets gelebt hat und ihren Beruf darin sieht, sich dem neu aufstrebenden Menschengestalt mit altem Formelram entgegenzustellen. „Jede Uebergangszeit, in welcher alte und neue Anschauungen in Konflikt geraten, jeder geschichtliche Gärungsprozeß, in welchem Anhänger und Verfechter veralteter Lebensformen und Gedankenkreise sich der überwältigenden Macht des Neuen entgegenstemmen und die Vorstellungen, Sitten und Gewohnheiten der Vergangenheit in der veränderten Gegenwart festzuhalten suchen, liefert ähnliche Erscheinungen.“ (Dr. Georg Weber in seiner „Allgem. Weltgeschichte“ über denselben Gegenstand.) Zu den Figuren, die als Begriffsweisen die Menschheit durch die Jahrhunderte geleiten, gehört auch der Don Quixote. Und nun neme man dazu den trocken-sinnlichen Stallknecht Sancho Panza mit seinem liebsten Gefärten, dem Esel, seinem Schlauch und Schnapsack, der nur von der Insel träumt, auf der er als Statthalter zum Lohn für seine der irrenden Ritterschaft geleisteten Dienste seine Tage beschließen soll. Wie prosaisch und nüchtern ist dieser und wie oft warnt er nicht seinen Herrn vor unüberlegten Streichen, bei welcher Gelegenheit er dann seine Weisheit in der Form von Sprüchwörtern bindelweis vor ihm ausschüttet. Bald hält er in seiner einfachen Denkungsart seinen Herrn für komplet nährlich, bald, wenn dieser seine guten Lehren über Tugend, Frömmigkeit und gute Sitten erteilt, schaut er mit Bewunderung zu ihm auf und empfiehlt ihm dann, seine Ritterschaft mit der Kanzel zu vertauschen. In Anschauungen, Ton und Sprache hat der Dichter in Sancho das nüchternere praktische Volk dem Don Quixote entgegengestellt. Das zeigt uns auch unser Bild recht scharf. Wir unterlassen es daher auch hier, ausführlicher darauf einzugehen und empfehlen unsern Lesern die sehr ergötzliche Geschichte des Edlen von La Mancha selbst nachzulesen, sie ist in jeder Bibliothek zu haben und auch in den Volksausgaben der Klassiker für sehr niedrigen Preis käuflich. Der Maler aber, der mit Farbe und Pinsel dem Cervantes sein unsterbliches Werk nachgedichtet, heißt William Power Frith und ist, wie der Name schon sagt, ein Engländer. Er ist einer der ersten und populärsten Genremaler seines Heimatlandes, wurde 1819 zu Studley bei Ripon (Yorkshire) geboren und in London auf der Akademie ausgebildet. Kam er anfangs seine Stoffe nur aus englischen Dichtern, so später auch aus französischen und wie Figura zeigt aus spanischen; später behandelte er aber mit Vorliebe Szenen aus dem englischen Leben der niederen und höheren Stände. Besonders zeichnen sich seine Bilder durch große Wahrheit in Ausdrud und durch scharfe Charakteristik aus und das läßt sich auch von dem von uns in Holzschnitt reproduzierten sagen. ff.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Ländlich-sittlich. Im „Ausland“ gibt Dr. Max Buch seine Beobachtungen zum besten, die er in seiner mehrjährigen Tätigkeit als Arzt inmitten der Wotjäkendorfer im östlichen Teil des wärtfälischen Gouvernements am Kamastrome über „Wochenbett und Kindererziehung bei den Wotjäken“ gemacht hat. Letztere, ein Zweig der finnisch-agrischen Völkerfamilie, sind ungefähr 30 000 Köpfe stark und bewohnen neben der bezeichneten Gegend auch noch teilweise die Gouvernements Perm und Kajan. Unser Gewährsmann erzählt nun, wie er einst ein solches Dorf besudt, um, wie auch sonst des öfteren, eine wotjälische Hochzeit mitzusehern und sein Pferd bei einem bekannten Bauern abge-

geben hätte, sei er erstaunt gewesen, diesen nebst sämtlichen Bewohnern des Bauernhofes im Hofe, auf dem Boden etc. fest schlafend zu finden. In der Meinung, die bei der stattfindenden Hochzeit genossenen Getränke seien die Ursache, begab er sich in die Stube und fand die Hausfrau beim Abräumen der Reste eines Schmauses, der zu Ehren der Taufe eines Kindes derselben stattgefunden hatte. Der Berichterstatter, welcher die Frau noch abends vorher beim Kochen und Backen angetroffen, war erstaunt und erhielt auf seine Fragen zur Antwort: „Je nun, in der Nacht gebar ich, am Morgen wurde das Kind in die Kirche gebracht und getauft, darauf kamen die Taufgäste, da mußte ich kochen und baden, denn wer hätte das sonst besorgen sollen?“ Hierbei erfuhr der Fragesteller denn auch, daß dies bei diesem Volksstamm allgemein so geübt werde. Die Frau kam schließlich noch mit auf die genannte Hochzeit, aß und trank und befand sich wol dabei. Sie hatte schon 6 solcher „Wochenbetten“ durchgemacht und erfreute sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Gut ab! vor der Körperkonstitution dieser Frauen. „Nerven“, wie sie unsere Mütter in den zivilisirten Städten besitzen, kennen diese sicher nicht. Man sorgt aber auch schon von Jugend auf für die nötige Abhärtung, wie folgendes beweist: der Geburtsakt findet unter Assistenzen eines darin erfahrenen Weibes im Badehause statt. Die Hilfsperson begnügt sich in ihrem Beistande jedoch mit der Zuführung von Luft und Darreichung des Wassers. An dem neugeborenen Kinde wird als erster Akt in „dieser Welt“ eine Einreibung des Kopfes mit Asche vollzogen, „damit die bösen Geister keinen Einfluß auf dasselbe haben.“ (Der Glaube an untergeordnete Götter, namentlich an einen bösen, auf das menschliche Leben großen Einfluß übenden Geist, ist bei den Votjaken allgemein.) Nach dieser stärkenden Prozedur wird der neue Weltenbürger in warmem Salswasser gebadet und mit Seife gewaschen. Bald darauf, schon am ersten oder zweiten Tage wird dann in der Kirche die Taufe vollzogen, die auch wesentlich zur Abhärtung des zarten Körpers beitragen dürfte. Man taucht den Täufling nämlich ganz und zwar in kaltem Wasser unter und läßt ihn darauf eine zeitlang nackt und frierend liegen. Vermittelte Leute gaben allerdings und bekommen warmes Wasser zu diesem Zweck, für die Kinder armer Leute wird jedoch das Wasser frisch geholt, so daß oft noch die Eisstücke darin herumschwimmen und dasselbe häufig eine Temperatur von 6–10 Grad. R. hat. Das kalte Wasser soll aber wie Aerzte beobachtet haben, der Körperentwicklung viel dienlicher sein wie das warme, indem schwache wie kräftige Kinder nach dem Eintauchen in kaltes Wasser, das eine Temperatur von 8–10 Grd. R. hat, bei diesem Akt wol aufschreien, sich aber bald beruhigen, denn die Haut rötet sich sofort und dampft, indem sie sich bald erwärmt, förmlich beim nackten Daliegen. Sie sind dabei ruhig und munter, saugen, wenn ihnen die Brust geboten wird, kräftig, schlafen ein und sind, wenn bei der Geburt schwächlich, nach 3–6 Wochen gesund und mobil. Gegenteilige Symptome treten ein beim Eintauchen im warmen Wasser. Und so hat man beobachtet, wie von 22 Kindern, die im warmen Wasser getauft wurden, im Lauf von 6 Wochen 9, also 40 Prozent starben, während von 42 in kaltem Wasser getauften in derselben Zeit nur ein einziges, also 2,4 Prozent vom Tode ereilt wurden. Genährt wird das Kind nur während der ersten 2–3 Monate lediglich an der Mutterbrust und erhält dann bald Brot, Fleisch etc. als Nahrung. An Brantwein — das Lieblingsgetränk der Votjaken — wird es schon früh gewöhnt. So sah unser Gewährsmann, wie eine Mutter ihrem 3 Monate alten Kinde während einer Stunde einen Eßlöffel 30prozentigen Brantwein gab, der ihm gut mundete. Ein anderes zweijähriges Kind griff, sobald es nur die Schnapsflasche erblickte, schreiend danach, und schlürfte den Inhalt derselben, wenn er ihm gereicht wurde, gierig ein. Dabei wird den Kleinen in den ersten 2–3 Jahren von der Mutterbrust Nahrung gespendet. Inbezug auf Kleidung verfährt man nicht minder spartanisch. Kleine Kinder werden in grobe, selbstgewirkte Linnen gepackt, in Wollzeug eingehüllt und in einem Kasten aus Lindenrinde, der als Wiege dient und vermittelt einer Vasschnur an eine lange an der Decke befestigten elastischen Stange aufgehängt ist, gebettet. Im Sommer bei der Arbeit oder sonst bei Vergnügungen wird es von der Mutter in eine Art Tragkorb aus Birkenrinde gepackt und von dieser während ihrer Arbeit auf dem Rücken getragen; manchmal auch in diesem Korbe an einen Baumast aufgehängt. Im Alter von 2–6 Jahren bildet die einzige Bekleidung ein Hemd für den Sommer, die aber auch im Winter für den Aufenthalt in der Stube genügt und in der sie nicht selten, barfuß, auch im Schnee herumspriegen. Sollen sie sich länger in der Kälte aufhalten, so wird ihnen die Jacke oder der Halbpelz des Vaters oder der Mutter angezogen. Von 8–10 Jahren erhalten sie Kleider, welche denen der Erwachsenen gleich sind. Mäd-

chen von 10–12 Jahren tragen schon Silbermünzen als Halsknebel; Ohringe schon von 3–4 Jahren an. Die Jungen helfen vom 12.–13. Jahre an tüchtig bei der Feldarbeit mit. Wie leicht erklärlich, werden die Kinder mit Schulbesuch nicht überbürdet; es soll überhaupt nur wenige Schulen geben und die vorhandenen stehen meist leer. Man sieht aus dieser kurzen Schilderung, daß es sich bei diesem Volksstamm um eine mehr tierische Abhärtung handelt. Leider hat Dr. Buch von der Entwicklung des Intellekts bei den Votjaken nichts erwähnt. Dne jedoch ein Fanatiker der „Wasserheilkunde“ zu sein, könnte man doch eine Anwendung des Wassers in ähnlicher, nur einer unsern Gewohnheiten entsprechenden Weise, auch für die zivilisierteren Menschen empfehlen. Denn es ist sehr fraglich, ob nicht die Behandlung des Körpers und Geistes der Menschen von Jugend auf die bei uns herrschende Verweichlichung verschuldet und somit auch die überreizten Nerven erzeugt oder doch die Hauptveranlassung dazu wird.

Literarische Umschau.

„Gesundheit“, Zeitschrift für öffentliche und private Hygiene in Frankfurt a. M. (Redaktion Prof. Dr. C. Reklam in Leipzig). Abonnementspreis pro 1/4 Jar M. 4. — Inhaltsverzeichnis der Nr. 1: Originalarbeiten: Ueber Küsten- und Höhenklima von Prof. Dr. Henrici. — Hygienische Bedeutung einer Bleiweißfabrik von Prof. Dr. Reklam. — Ueberichten: Das einzige wirksame Mittel zur Verhütung von Teaterbränden. — Neues Straßenpflaster. — Ohrenkrankheiten der Lokomotivführer und Heizer. — Zuschriften und Berichte: Aus Hamburg; — aus Darmstadt; — aus Heidelberg; — aus München; — aus London; — Aus Bädern und Kurorten: Bericht über die Winterkolonie zu Norderny. — Meran als Winterkurort. — Entscheidungen des Reichsgerichtes. — Besprechungen neuer Schriften: Das kleine Kind, vom Fragebett bis zum ersten Schritt, von Prof. (Mit Abbildungen.) — Feuilleton: Verbesserung der Zimmerluft. (Mit Abbildung.) — Verschiedenes. — Anzeigen. —

Redaktionskorrespondenz.

Wüstegeiersdorf. B. Der Sitz des Fabrikinspektors für Schlesien ist Breslau und der, unseres Wissens, noch jetzt im Amt befindliche Beamte, welcher die verantwortungsvolle und schwierige Stellung, seit sie geschaffen ist, bekleidet, ist der ehemalige Bergassessor Fries.

Berlin. Pastor emeritus A. Sie behaupten:

„Wie ist doch ein Menschenlopf
Nichts besseres als ein holer Topf!
Und auch die besten Verstandsklasten,
Viel eher zu Regelfugeln vähten,
Als zur Herberge leuchtender Gottesgedanken
Um die sie nur töricht sich streiten und zanken.“

Kun, werter Herr Pastor, diese, belläufigig gesagt, beste Strophe Ihres uns „zum Nachdenken und Darnachdenken“ gewidmeten Boems, das im übrigen in hohem Grade an jener fatalen Krankheit leidet, welche man Konfusion nennt, scheint uns in ihrem etwas mageren und wackeligen Gedankennhalte doch sehr viel weniger berechtigt zu sein, als die folgenden Verse Jordans:

„Wie ungeheuer groß ist der Planet
Auf dem der Mensch, ein Stüchlein schauend steht,
Wie klein dagegen eine Menschentier!
Gleichwol umfaßt ein winziges Gehirn
Durch millionen fremder Augen schauen,
In sich die ganze Gattung wieder bauend,
Das Kirchgeheine nach Gehörtem zeichnend
Und sich der Einzelwesen Wissen eignend,
Die spröden Elemente unterwerfend,
Sich Kraft und Sinn durch sie unendlich schärfend,
Gleichwol umfaßt, als Spiegel aufgeheilt
Dies enge Menschenhirn die ganze Welt!
Ja, seine Heimatugel nicht allein:
Denn droben selbst, woher der schwache Schein
Tausenderte den Raum durchschiffen,
Bis er in unser Auge trifft,
Erkennt er der Naturgelese Schrift
Und so genau des Sonnenuhrwerks Räder,
Daß rechnend, an der Spitze seiner Feder
Planeten, tief im Sternendeer verstreut,
Nun one Rohr der Astronom entdeckt.“

Stargard. Frau A. B. Wir werden uns bemühen, Ihrem Wunsch, bald einen Artikel über Blumenpflege, Gartenanlagen und dergleichen in der „N. W.“ zu finden, gerecht zu werden.

Lugano. C. St. Die Schlußsendung am 10. Februar angekommen. Jedl. Grak.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland. Von C. Lübeck. (Fortf.) — Meine erste Gotthardsfahrt. Reisekizze von Carl Stähler. (Fortf.) — Die Entdeckung des Sauerstoffs und des Wesens der Verbrennung. Naturwissenschaftliche Skizze von D. Gn. — Grabal Theodorichs zu Ravenna. (Mit Illustration.) — Sando Panja und Don Quixote. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Lindlich—sittlich. — Literarische Umschau: „Gesundheit“ — Redaktionskorrespondenz.